



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 10 October 15, 1966**

Köln: Bund-Verlag, October 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# aufwärts 10

Köln, 15. Oktober 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E



Antikriegstag 1966 in Aachen

Foto: Klaus Rose

# Bildungswerbung

**Arbeiterkinder sind nicht dümmer – aber in den Schulen werden sie nicht genügend gefördert – Die studentischen Bildungswerber setzen sich auch für eine Schulreform ein**

**B**ildungswerbung heißt das neue Schlagwort der deutschen Kulturpolitik. In Stadt und Land machen sich beamtete und private Bildungswerber – unter ihnen viele Studenten – auf die Suche nach Begabungsreserven, die den Realschulen und Gymnasien zugeführt werden sollen. Den Startschuß für diese Unternehmungen gab im Jahre 1964 Professor Georg Picht mit seiner Artikelserie über „Die deutsche Bildungskatastrophe“. Darin machte er der breiten Öffentlichkeit klar, was bisher nur die Experten hinter vorgehaltener Hand diskutiert hatten: Im Jahre 1970 würde der Lehrermangel in vielen Gebieten einen geordneten Schulbetrieb unmöglich machen; auch in der Ausbildung technisch qualifizierter Arbeitskräfte bliebe die Bundesrepublik hinter der internationalen Entwicklung zurück. Die Folge davon werde die mangelnde Konkurrenzfähigkeit der deutschen Wirtschaft auf dem Weltmarkt und ein Sinken des Sozialprodukts sein.

Doch wenn in einigen Ländern der Bundesrepublik noch in diesem Jahr Studenten in die Betriebe kommen, um unter den Arbeitnehmern für eine größere Aufgeschlossenheit gegenüber der weiterführenden Bildung zu werben, dann wollen sie der Wirtschaft nicht nur einen ausreichenden Stamm gut ausgebildeter Arbeitskräfte verschaffen. Ein anderer Grund ist ihnen wichtiger: Die demokratische Gesellschaft muß jedem Bürger das gleiche Recht auf Bildung gewähren, weil jeder durch das aktive und passive Wahlrecht mit an der Verantwortung für das Gemeinwesen beteiligt ist. Wer viel weiß, kann kritischer denken, der kann Wahlversprechen und politische Propaganda durchschauen und ihren tatsächlichen Kern erkennen. Wer viel weiß und eine qualifizierte Ausbildung erhalten hat, wird auch in den Zeiten wirtschaftlicher Krisen seinen Arbeitsplatz behalten und ein gutes Auskommen haben. Er wird eher in der Lage sein, sich bei dem schnellen Wandel der Arbeitswelt in neue Tätigkeiten hineinzufinden. Bildung ist heute keine Nebensache mehr und kein Luxus für „bessere Leute“, sondern Bildung bedeutet Sicherheit für alle. Darum kann die Bildungswerbung sich nicht darauf beschränken, für den Besuch der Gymnasien und Realschulen zu werben. Sie muß vielmehr jedem Arbeitnehmer nahelegen, alle sich bietenden Gelegenheiten zur Fortbildung und Spezialisierung zu nutzen.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

## Ist Dein Kollege\* ein „stiller Teilhaber“?



**Gehört er zu denen, die still und kostenfrei an allen gewerkschaftlichen Erfolgen teilhaben möchten?**

**Verdirb ihm diese Masche.  
Rede mit ihm — Du kennst ihn ja genau.  
Natürlich, jetzt kommt er sich großartig schlaue und geschickte vor, als habe er die Spielbank von Monte Carlo gesprengt, ohne auch nur einen Finger zu krümmen.**

**Ersollte einfach mit der Nase darauf gestoßen werden, daß „schlau“ und „schäbig“ nicht dasselbe sind.**

**Wer will schon als unfairer, linker Bursche gelten?**

**Dein Kollege bestimmt nicht.  
Deshalb rede Du mit ihm.  
Überzeuge Du ihn von der Gewerkschaft.**

**\*Auch unter den Kolleginnen gibt es stille Teilhaberinnen. Auch sie sind noch nicht alle organisiert.**

**DGB** Deutscher Gewerkschaftsbund

Die besten Möglichkeiten bieten sich hier natürlich für Kinder und Jugendliche. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß die größten Intelligenzreserven in der Arbeiterschicht liegen. Doch heute kommen von hundert Studenten nur fünf aus Arbeiterfamilien. In England und Schweden sind es ein paarmal so viel. Wenn die Eltern ihre Scheu vor der höheren Schule überwinden und wenn die Schulen selbst nach neuen Möglichkeiten suchen, die Arbeiterkinder besser zu fördern, dann könnten immer mehr Arbeiterkinder in führende Positionen unserer Gesellschaft aufsteigen. Aus Arbeiterfamilien würden Ärzte und Rechtsanwälte, Ingenieure und Lehrer hervorgehen. Es entspricht dem Selbstverständnis der Demokratie, daß diese Berufe nicht nur den Angehörigen bestimmter Schichten vorbehalten werden.

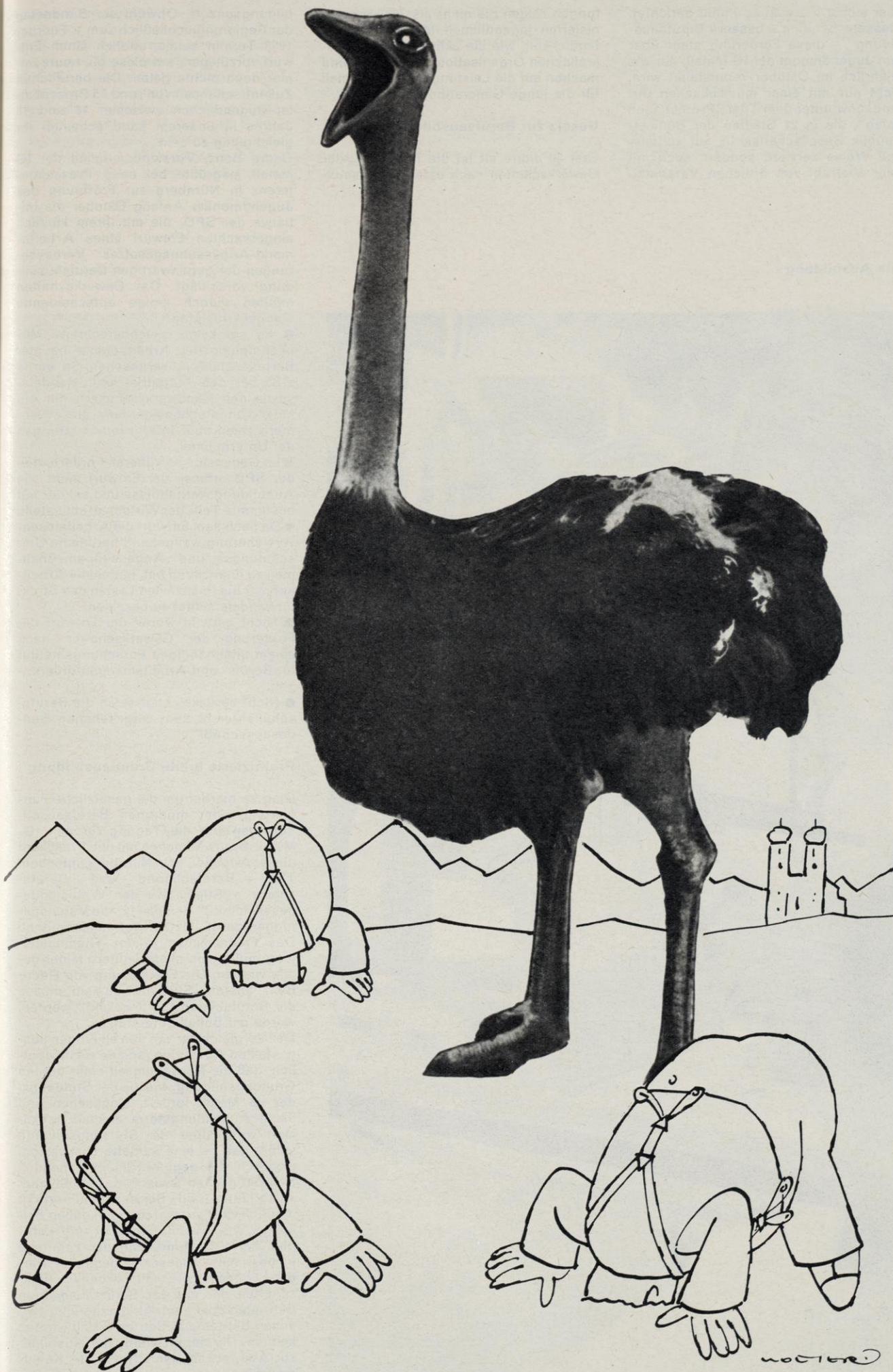
Daß dies aber heute noch oft der Fall ist, liegt nicht allein an den Eltern der Arbeiterkinder. Die Schulen verfügen noch nicht über die Möglichkeiten, Kinder aus der Arbeiterschicht ihrem Herkunft entsprechend zu fördern. In Vorschulkindergärten und Förderkursen müßten sie mit allen Voraussetzungen vertraut gemacht werden, die die Schule ihnen abverlangt. Wenn viele Kinder aus der Arbeiterschicht mit sechs und sieben Jahren noch nicht schulreif sind, dann liegt das nicht etwa daran, daß sie dümmer sind als die Kinder von Ingenieuren oder Ärzten: ihre Eltern haben nur nicht gelernt, Intelligenz und Begabung ihrer Kinder richtig zu erkennen und entsprechend zu fördern. Diese Aufgabe müßte nun die Schule übernehmen. Das Gymnasium darf auch nicht mehr davon ausgehen, daß die Eltern ihren Kindern bei den Hausarbeiten helfen: Was der Vater selbst nicht gelernt hat, das kann er seinem Sohn und seiner Tochter auch nicht beibringen. Ganztagschulen und Schularbeitszirkel könnten hier Abhilfe schaffen. Heute werden auf dem Gymnasium noch ganze Wissensgebiete ausgeklammert: technische, wirtschaftliche und sozialkundliche Fächer werden nicht gelehrt. Sie entsprächen aber gerade den Interessen, die bei den Arbeiterkindern vorhanden sind und die in ihren Elternhäusern gefördert werden.

Schwierigkeiten gibt es also auf beiden Seiten. Darum kann sich die Bildungswerbung auch nicht darauf beschränken, möglichst viele Kinder auf die höheren Schulen zu bringen. Die Öffentlichkeit muß zugleich auf die Notwendigkeit einer Reform unseres Schulwesens hingewiesen werden.

In Berlin haben die studentischen Bildungswerber darum gemeinsam mit dem DGB, den Einzelgewerkschaften, dem Schulsenator und den Stadträten für Volksbildung ein umfangreiches Programm vorbereitet. Sie sprechen auf den Betriebsversammlungen und vor Jugendgruppen und werben für die Nutzung aller Bildungschancen und den Besuch weiterführender Schulen. Zugleich aber gehen sie in die Lehrerkollegien und machen sie mit den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen vertraut. Sie sagen ihnen, wo die Arbeiterkinder in den Schulen noch benachteiligt werden und welche pädagogischen Möglichkeiten es gibt, diese Benachteiligungen abzubauen. Denn nur, wenn das geschieht, kann der Erfolg der Arbeiterkinder auf den Gymnasien auch gewährleistet werden. Dann wird der Student aus einer Arbeiterfamilie eines Tages keine Ausnahme mehr sein, sondern eine Selbstverständlichkeit.

**Ernst Elitz**

# Was bietet Strauß?



Viele Abgeordnete – nicht nur in der CSU und CDU – haben ihren inneren Widerstand gegen Strauß längst aufgegeben. Empfanden sie diesen Mann früher einmal als Ballast, so glauben sie heute, ihr mangelndes Eigengewicht mit dem Nimbus und der charmant-brutalen Faszination des Namens Franz-Josef Strauß aufpolieren zu können.

Was aber bietet Strauß? Was eigentlich hat sich wirklich geändert seit jenem Tag vor rund fünf Jahren, als Strauß das Parlament belog und das Kabinett verlassen mußte?

Strauß ist Student der Wirtschaftswissenschaften im ersten Semester. Er spricht über Wirtschaftsdinge, als sei er Professor mit einem Dutzend Doktorhüten. Strauß ist der Vorsitzende einer Partei, die im Bundestag nicht mehr Abgeordnete stellt als die FDP. Aber Strauß redet wie der erste Mann der ersten Partei. Strauß doziert über Außen-, Europa- und Militärpolitik im Stil eines Welt- und Staatsmannes, doch welches Rezept er hat, auch nur die Bundeswehr-Misere zu lösen, das verrät er nicht. Strauß tritt in Bonn wie ein Gentleman auf, höflich und gesetzt, verbindlich und tolerant, aber in Bayern steigert er sich wie eh und je zur rhetorischen Hektik, unkontrollierbar und maßlos.

Ein Strauß ohne Macht ist zu ertragen. Er ist ein interessanter Farbtupfen auf dem Bild der politischen Landschaft unseres Landes. Ein Strauß mit Macht aber wird heute nicht anders handeln als vor fünf Jahren, und damals handelte er wider den Geist und die Gesetze der Demokratie.

Soll das vergessen werden? Fällt den Männern der CDU nichts anderes mehr ein, kein Lücke und kein Gerstenmaier?

Soll heute ein Mann den Staat „retten“, vor dem sich dieser Staat zum Glück gerettet hat? Wer nach dem „starken Mann“ und damit nach Strauß ruft, beschwört die Geister der Vergangenheit. Daran zu denken, das sollte Pflicht und Selbstverständlichkeit eines jeden sein, der in der Bundesrepublik politische Verantwortung trägt – gleichgültig in welcher Partei er steht.

Chefredakteur Jens Feddersen in der SPD-nahen „Neuen Ruhr-Zeitung“



# Nicht Stiefkind, sondern Pflegekind

Zu einer Konferenz für Berufsausbildung der IG Metall

Die jungen Leute, die in Nürnberg den ganzen Vormittag über ihre während der Lehrzeit gearbeiteten Lehrstücke und dazu die Berufsausbildungspläne ihrer Firma zu anschaulichen Ständen aufbauten, konnten nicht mehr beobachten, mit welchem großem Interesse Berufsausbilder, Berufsschullehrer, Betriebsräte, Arbeitgeber- und Behördenvertreter zwischen den elf bayerischen Firmen und dem Stufenplan Metall der IG Metall verglichen.

Aber sicher hat man es ihnen berichtet. „Bessere Schulen – bessere Berufsausbildung“ – diese Forderung steht über dem Jugendmonat der IG Metall, der wie alljährlich im Oktober veranstaltet wird. Nicht nur mit einer musikalischen Jugendshow unter dem Titel „Protest nach Noten“, die in 21 Städten der Bundesrepublik Gesellschaftskritik auf schmissige Weise serviert, sondern auch mit einer Vielzahl von örtlichen Veranstaltungen zeigen die mehr als 300000 organisierten jugendlichen Metalller der Öffentlichkeit, wie sie aktiv in einer demokratischen Organisation mitarbeiten, und machen auf die Leistungen der IG Metall für die junge Generation aufmerksam.

tungen zeigen die mehr als 300000 organisierten jugendlichen Metalller der Öffentlichkeit, wie sie aktiv in einer demokratischen Organisation mitarbeiten, und machen auf die Leistungen der IG Metall für die junge Generation aufmerksam.

## Gesetz zur Berufsausbildung

Fast 50 Jahre alt ist die Forderung der Gewerkschaften nach einem Berufsaus-

bildungsgesetz. Obwohl der Bundestag der Regierung schließlich zum 1. Februar 1963 Termin setzte, endlich einen Entwurf vorzulegen, hat diese bis heute immer noch nichts getan. Die beruflichen Zukunftschancen von rund 75 Prozent aller Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren in unserem Land scheinen ihr gleichgültig zu sein.

Georg Benz, Vorstandsmitglied der IG Metall, begrüßte bei einer Pressekonferenz in Nürnberg zur Eröffnung des Jugendmonats Anfang Oktober die Initiative der SPD, die mit ihrem kürzlich eingebrachten Entwurf eines Arbeitsmarkt-Anpassungsgesetzes Verbesserungen der gegenwärtigen Berufsausbildung vorschlägt. Die Gewerkschaften müßten jedoch einige entscheidende Mängel kritisieren:

- Es sei keine gleichberechtigte Mitbestimmung der Arbeitnehmer bei der Berufsausbildung vorgesehen. So werde z.B. bei den Industrie- und Handels- sowie den Handwerkskammern nur ein Mitwirkungsrecht eingeräumt, diese Kammern seien aber Interessenvertretungen der Unternehmer.

- Im Gegensatz zu früheren Forderungen der SPD erfasse der Entwurf nicht alle Ausbildungsverhältnisse und sei nur auf bestimmte Teile der Wirtschaft abgestellt.

- Da nach dem Entwurf die Arbeitslosenversicherung weitgehend berufliche Umschulungs- und Anpassungsmaßnahmen zu finanzieren hat, hätten die Arbeitnehmer die finanziellen Lasten des Strukturwandels selbst zu bezahlen.

- Nicht gerecht würde der Entwurf der Forderung der Gewerkschaften nach einem unabhängigen Forschungsinstitut für Berufs- und Arbeitsmarktanforderungen.

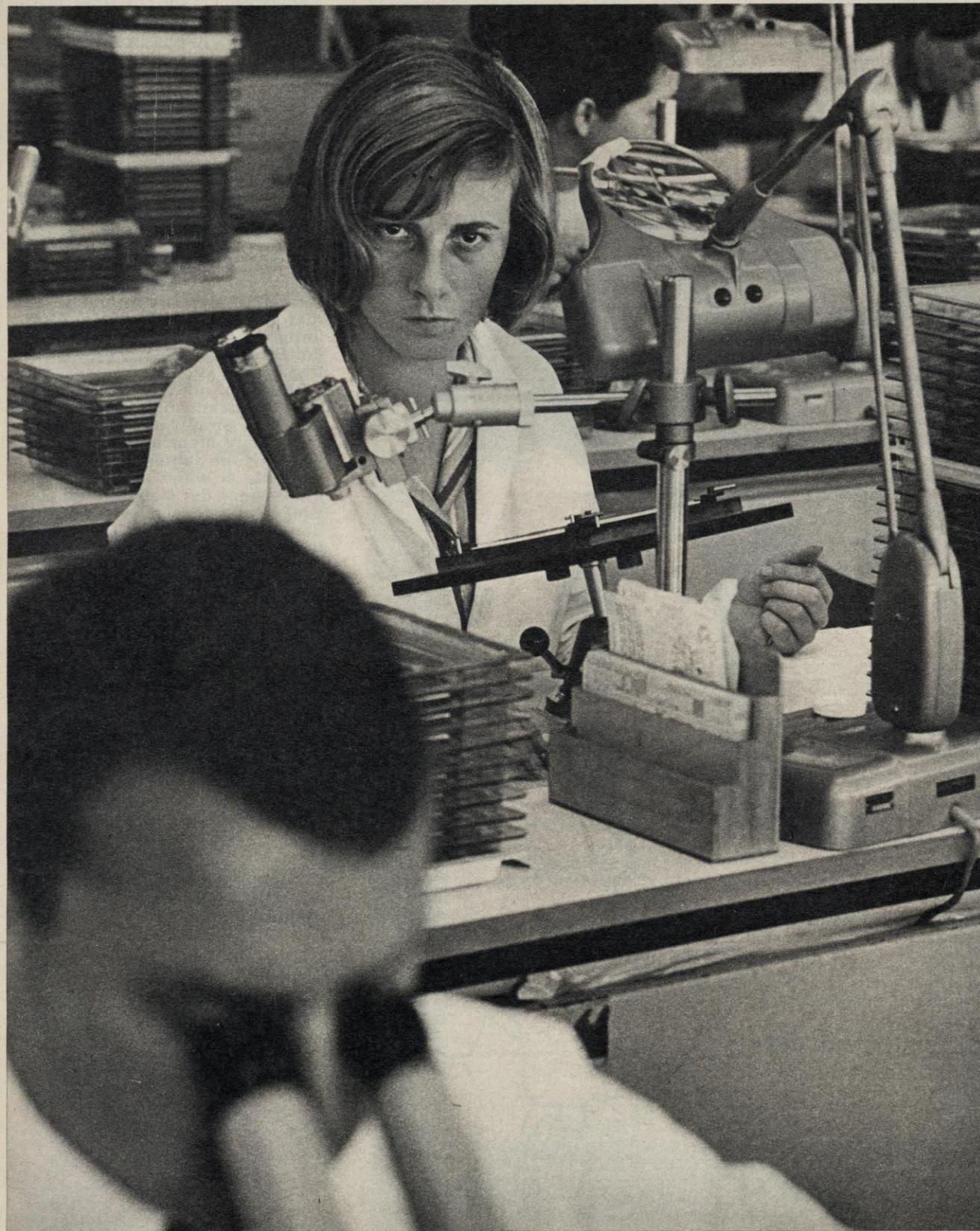
- Nicht berücksichtigt seien die Berufsschullehrer in dem vorgesehenen Bundesausschuß.

## Praktizierte breite Grundausbildung

Ging es hierbei um die gesetzliche Fundierung einer modernen Berufsausbildung, so war die Tagung für den IG-Metall-Bezirk München mit den Praktikern dieser Ausbildung in Nürnberg unter dem Titel „Berufsbildung und Berufsschule – Stiefkinder der Wohlstandsgesellschaft?“ Beispiel für die Veranstaltungen der IG Metall zum Jugendmonat. Das Fragezeichen in der Themenstellung mußte von allen Rednern leider bejaht werden. Die Feststellung von Georg Benz, anstatt „Stiefkind“ zu sein, müsse die Berufsbildung „Pflegekind“ werden, wurde mit Beifall unterstützt.

Der Vergleich der von den elf Firmen ausgestellten Ausbildungspläne zeigte deutlich, daß die Notwendigkeit einer breiten Grundausbildung, wie sie der Stufenplan der IG Metall fordert, eingesehen und diese Ausbildungsform deshalb praktiziert wird. Über die Stufenausbildung selbst gab es eine lebhaftige Diskussion, wodurch die gegenwärtig bestehenden Schwierigkeiten zwischen betrieblicher Ausbildung und Berufsschulunterricht deutlich wurden. Anregungen gaben Beispiele, wie Ausbildungsplan und Lehrplan samt der Einteilung der Lehrlinge in bestimmte Klassen abgestimmt werden können, wie mit Arbeitsgemeinschaften der mit der Berufsausbildung Betrauten aber auch Abstimmungen zwischen Betrieb und Betrieb erzielt werden können. Die Heranziehung der Ausbilder zur Auswertung der schriftlichen Kenntnisprüfung, wie sie die Augsburger Berufsschule bei der Facharbeiterprüfung übt, war sicher ebenfalls eine gute Anregung.

Maschinen rechnen für die Zukunft. Aber die Ausbildung . . .



### Mut zum Experiment

„Die Zeit mit der Devise ‚keine Experimente in der Berufsausbildung‘ ist vorbei“, wenn man gut ausgerüstete und für die Zukunft bewegliche Lehrlinge ausbilden wolle, meinte Ausbildungsleiter Hans Stieg, der die Reihe der Kurzreferate eröffnete. Er bat Arbeitgeber und Gewerkschafter, endlich die notwendige Gesellschafts- und tarifpolitische An-

erkennung der Berufsausbilder herbeizuführen. Gewerbeoberlehrer Schilling umriß das gestellte Thema von der Sicht der Berufsschule her.

### Gedanken zur Verbesserung

Berufsausbildung als Bildung schlechthin, ein System, in dem allgemeine Bildungsinhalte und beruflich-technische Ansprüche sich gegenseitig durchdrin-

gen, verlangte Manfred Leiss, Leiter der IG-Metall-Schule Lohr. Er zeichnete demgegenüber die heutige Wirklichkeit der Ausbildung – beispielsweise haben von den 1,3 Millionen Lehrlingen in der Bundesrepublik nur etwas mehr als 10 v.H. den Vorzug der Ausbildung in einer Lehrwerkstätte. Für den Weg einer evolutionären Verbesserung der Berufsausbildung setzte er einige Marksteine:

- Keine „Betriebselite züchten“, sondern Lehrlinge ausbilden, die über den Betrieb hinaus mobil sind.
- Mut zu vertraglich festgelegter Zusammenarbeit zwischen Betrieb und Berufsschule.
- Veränderung der inneren Struktur der Berufsschule als Stätte der Erwachsenenweiterbildung und beruflichen Requalifizierung – was die Berufsschule aufwerten würde.
- Organisierung der Berufsschule nach fachlichen Schwerpunkten und Leistungsklassen, also nach dem Kern-Kurs-Prinzip.
- Rationalisierung des Schulbetriebs, damit die schon zu geringe Wochenstundenzahl voll genutzt wird.
- Gegenseitige „Entwicklungshilfe“: Betriebspraktika für Lehrer und pädagogische Bildung für betriebliche Ausbilder.
- Ausbilder- und Lehrerbildung nach sinnvollen Stufen, wobei der gemeinsame Nenner Vorurteile ausräumen würde.
- Eine Arbeitsstelle für schulische Berufsausbildung durch die Kultusministerien zu schaffen, die Lehrmittelproduktion und Lehrpläne koordinieren könnte. Die Berufsschullehrer sollten an Entwicklung und Verabschiedung der Berufsordnung beteiligt werden.
- Die Berufsschule sollte eine Informationsstätte für politische Bildung, Marktplatz des Gedankenaustauschs und Stätte des sozialen Erlebnisses sein.

### Aus dem Lehrplan gestrichen

Mit neuesten statistischen Zahlen belegte Erwin Essl, Bezirksleiter der IG Metall für Bayern, die reformbedürftige Situation der Berufsschule in Bayern: Z. T. werden statt der ohnehin nicht ausreichenden acht Wochenstunden noch nicht einmal fünf gegeben. Der Anteil der Mischklassen (Schlosser, Bäcker, Schreiner und Maurer z. B. in einer Klasse) hat sich von 1964/66 von 63 auf 94 erhöht. An zu vielen Schulen werden erste, zweite und dritte Lehrjahre gemeinsam in einer Klasse an nicht ausreichend ausgestatteten Schulen unterrichtet. Von 1964 bis 1966 wurden für ganz Bayern nur 67 Klassenräume (einschließlich Werkstätten) neu errichtet. Weibliche Arbeitnehmer werden, statt mit Fachunterricht beruflich unterstützt zu werden, in hauswirtschaftliche Berufsschulen geschickt. Der Aufgabe, junge Menschen zu demokratischen Staatsbürgern zu bilden, werde die Berufsschule nicht gerecht: Der Politikunterricht umfaßt im Höchsthalle eine Wochenstunde und sei an einigen Berufsschulen überhaupt aus dem Lehrplan gestrichen. Erwin Essl kündigte als Gewerkschafter und SPD-Landtagsabgeordneter unter dem Beifall der Tagungsteilnehmer Initiativen für eine bessere berufliche Bildung an.

### Für die Zukunft entscheidend

Georg Benz gab eine ausführliche Analyse der Berufsbildung und sprach konkrete Punkte zur Verbesserung an. Da Berufsbildung Volksbildung im besten Sinne des Wortes sein müsse, die entscheidend für unsere gemeinsame Zukunft sei, werde sich die IG Metall auch in Zukunft mit voller Kraft für die berechtigten Forderungen der schaffenden Jugend im Bereich der Bildung einsetzen.

Ursel Wille

Fotos: Leonard Freed

### Wo ist der Fehler?



# Ein kleiner Italiener

Von Bruno Gluchowski

Dieser Regen, acht Tage fesselt's nun schon an einem Streich. Umkehren sollte man vor der Haustür, zu Helga zurück, ins warme Bett. Aus den Gastarbeiterbaracken drüben hinter dem Ledigenheim schieben sich Italiener in den grauen Morgen hinaus. Mißmutig, Köpfe zwischen die Schultern gezogen, Augen nur noch Schlitz. Porco dio, fluchen sie hinter vorbeibrausenden Autos her, wenn der Schlamm aus den Pfützen hochklatscht. Mamma mia, bibbern sie in ihren dünnen Nylonmäntelchen und Rollkragenpullovern. Kurz vor der Unterführung hinter dem Blockwalzwerk holt Antonio mich ein. Flucht nicht, bibbert nicht, obwohl nur in kurzer Jacke und blauleinenen Texasosen. Grinst mich an, wie jeden Tag, wenn wir uns auf dem Wege zur Arbeit treffen, von einem Ohr bis zum anderen nur blitzende Zähne im klaffenden Mund: „Gutt Morgen, Martin!“ Zum Sprechen zu faul, nicke ich ihm nur zu und haue ihm auf die Schulter. Jetzt bleibt er an meiner Seite, was bei meinen längeren Beinen viel mehr Schritte für ihn heißt. Die Hauptstraße, mit Tausenden von Arbeitgebern auf beiden Seiten. Riesig türmt sich das Hüttenwerk vor uns auf, eine gelbbraune Manganwolke steigt aus dem Thomaswerk. Wir tröpfeln an den Pfortnern vorbei, stechen unsere Kontrollkarten, tauchen in den Dunst der Umkleideräume ein. Im Nu hat Antonio sein Werktagszeug vom Leib und langt nach den Arbeitsplurten. Eine komische Figur: klein, krummbeinig, affenpelzig, Raubvogelnase und braune Knopfaugen im lederhätigen Zitronengesicht. Als Papagallo käme er schwerlich auf seine Kosten, als Familienvater aber ist er große Klasse. Über tausend Mark hat er in den vier Monaten, die er hier auf der Hütte arbeitet, nach Hause geschickt.

Buchstäblich vom Munde abgespart! Auf Zigaretten, Bier und Wein verzichtet. An Butter, Wurst und Schinken höchstens gedacht. In der Hauptsache von Brot und Zwiebeln gelebt. Und Makkaroni, mit billigem Schweineschmalz gefettet. Vier Monate schwere Arbeit bei schmaler Kost! Damit seine sieben Kinder endlich Schuhe an die Füße bekommen, warme Kleidung auf den Leib, jeden Tag satt zu essen. Damit seine Frau nicht mehr herumbetteln muß und das dunkle Loch von Höhlenwohnung endlich mit zwei sonnigen Zimmern in einem richtigen weißen Steinhaus vertauschen kann. Arbeitslosigkeit bedeutet in Südtalien Absinken ins unterste Proletariat; eine schwere Aufgabe für Antonio, seine Familie in ein menschliches Dasein zurückzuführen. In siebzehn Wochen hat er dieses Problem gelöst. Grund genug, darauf stolz zu sein. Grund genug, das Leben schön und die Arbeitsverhältnisse in der Bundesrepublik herrlich zu finden. Wir mögen ihn alle, den freundlichen, so gerne lachenden kleinen Kerl. Nur Pongratz nicht. Der ruft Antonio nie bei seinem Namen, sondern stets nur: „He, Spaghetti!“ Für den sind Italiener der letzte Dreck. Pongratz, der unseren erkrankten Blasemeister Klose vertritt, ist ein richtiger Jagdhund. Immer auf der Lauer, immer hinterher. Kloses Posten sticht ihm in die Nase, nächstes Jahr wird der Alte pensionsreif. Zum Meister muß einer sich aber erst mal qualifizieren. Durch Leistung. Nichts anderes zählt hier. Klose kam im Schnitt auf achtundzwanzig Chargen pro Schicht, Pongratz will ihn um zwei übertrumpfen. Sein Rezept: schneller arbeiten, mit der Uhr im Auge, bei jedem Chargieren vier bis fünf Minuten einsparen. Eine dicke Prämie will er für uns herausschlagen, wenn

wir ihm zu den dreißig verhelfen. Bauernfängertrick! Klar gibt es Sonderprämien, wenn die Produktionsziffer hochgetrieben wird. Für Meister und Vorarbeiter. Wir einfachen Arbeiter aber... in unsere Lohntüten verläuft sich selten ein Groschen mehr als der blanke Tariflohn.

's wird Zeit, Antonio, avanti! Wir traben los. Unter dicken Rohrleitungen her, auf die der Regen pladdert. Eiskalte Tropfen spritzen uns ins Gesicht, rinnen in Hals und Nacken; Antonio schüttelt sich wie ein junger Hund. Über die Gleiskreuzung hinter Hochofen vier bimmelt ein Zug, der Pfannen mit flüssigem Roheisen zum Mischer schleppt; eine Wolke von Wärme segelt über seinen Weg. Antonio fächelt den Gluthauch zu sich heran, eine flatternde schwarze Krähe. Weiter, weiter, winke ich ihm zu. Hinter der Gießhalle steigen wir eine Eisentreppe hoch und werden von einem weitoffenen schwarzen Maul verschluckt. Ohne mich umzusehen weiß ich, daß Antonio sich jetzt bekreuzigt. Verstohlen und schnell. Dem Bild, das sein schlichtes Gemüt sich von der Hölle gemacht hat, muß die Konverterbühne wohl ziemlich nahekommen.

Wir stehen im Eingang einer langen, hohen Halle, deren Ende man erraten muß. In einer Düsternis von aufsteigenden Qualmwolken und ziehenden Rauchschwaden, die durch flackernde Feuersäulen und blendendstrahlende Lichtwogen zerrissen wird. Ein tosender Lärm, in dem sich nur der Nebelhornton der Signalhupe behaupten kann, schlägt über uns zusammen. Ein Gewirr von Maschinen und Geräten wächst uns entgegen. Auf einer eisernen Plattform, die die Halle in Längsrichtung halbiert. Vorwärmöfen, Probenschmiede, Schmelzöfen. Kräne, Winden, Flaschenzüge. Stapel von Aluminiumbarren und Haufen von Mangan, Kalk und anderen Zuschlägen. Schrägaufzüge, Laufgänge, Beschickungsanlagen. Und über alles hinauswuchtend an Größe und Gefährlichkeit vier Konverter oder Thomasbirnen. Ungetüme mit einem Mantel aus Stahl und einem Steinfutter aus Teerdolomit. In mächtigem Zahngestänge hängend, das sie schwenkbar macht. Hydraulisch gesteuert, die Schnauze nach unten, nach oben, nach vorn. Unsere Herren, unsere Gebieter! Für die nächsten acht Stunden sind wir an sie verkauft. Nicht länger als vierzehn Minuten braucht so ein Koloß, um fünfzig Tonnen Roheisen durch Hineinblasen von Luftsauer-

stoff in hochwertigen Stahl umzuwandeln. Vierzig Minuten dauert der Gesamtvorgang, vom Füllen des Konverters bis zu seiner Entleerung. Pongratz will es in fünfunddreißig Minuten erzwingen. Aus unseren Knochen. Aber heute wird er selber in die Zange genommen. Von Wandrey, dem Blasemeister der Nachtschicht, der den Vorarbeiter nicht für voll nimmt und es ihn bei jeder Gelegenheit auch spüren läßt. In erregtem Gespräch stehen die beiden beieinander. Neben Konverter zwei, der gerade in Blasstellung hochkippt, dabei Wolken von Qualm und Bündel von Feuerstrahlen in den Kamin orgelt und die Bühne mit gelbem, gleißendem Licht überschüttet. Wandreys Stimme durchdringt das Getöse:

„Am besten, ich geh gar nicht erst nach Hause, sondern bleib gleich hier und blas den neuen Konverter selber an. Dann bin ich wenigstens sicher, daß kein Mist gemacht wird.“ Pongratz redet wild mit Armen und Händen, seine Antwort ist nicht zu verstehen. Wandrey kontert ihn um so deutlicher; mit einem Blick wie Salzsäure und einem Gelächter voller Hohn. Das wirkt so ansteckend auf Antonio, daß sein Mund von einem Ohr bis zum anderen aus-

wieder ein Lachen von ihm sehen werde. Stumm gehen wir zum Ablösen. An Konverter eins, der schon am Abgießen ist. Als dicker Strahl schießt der flüssige Stahl weißleuchtend in die auf dem Halbboden abgesetzte Gießpfanne. Wir rücken die Drahtmaske und die Brille mit den Kobaltgläsern zurecht, wir ziehen die langen Asbesthandschuhe über.

Der ausgeleerte Konverter kippt hoch, durch die Beschickungsanlage bekommt er eine Prise Erz und eine Ladung Kalk zu schlucken. Und nun sind wir dran. Achtung, Antonio! Eine mit Schrott gefüllte Mulde surrt an Kranketten heran. Wir packen sie, bugsieren sie vor die Konvertermündung, haken die vorderen Ketten aus und schieben ihren Schnabel mit den Händen in den Konverterhals, auf dessen rotglühender Mauerung blaue Flämmchen tanzen. Infernalische Hitze schlägt uns entgegen, dringt durch die dicke Schutzkleidung, sengt Brauen und Schläfenhaare und treibt salziges Wasser aus der brennenden Haut. Auf mein Zeichen hebt der Kranführer die Mulde ein wenig an. Scheppernd verschwindet der Schrott in dem mächtigen Schlund, der Kran mit der leeren Mulde surrt ab. Antonio reißt die heißgewordenen Hand-



einanderklafft. Als Pongratz seinem Widersacher den Rücken kehrt und uns dabei erblickt, springt in seine Augen funkelnde Wut. Ich stupse Antonio in die Rippen, das Blitzen seiner Zähne verschwindet hinter geschlossenen Lippen. Mit Blick auf die Uhr geht Wandrey großzügig davon. Pongratz ruft Antonio zu sich heran, packt ihn vor die Brust und faucht ihn an:

„Dir werde ich das Grinsen austreiben, verdammter Spaghetti! Ab morgen malochnest du im Schlacken Keller.“ Bevor ich Antonio beibringen kann, hat der Vorarbeiter ihn losgelassen und stiefelt nach Konverter vier, wo sie mit dem Ausbau des verbrauchten Bodens beginnen. Antonio kommt zurück. In seinen Augen steht ein großes Erschrecken, sammelt sich die Angst der hilflosen Kreatur.

„Ich wirklich - Schlacken Keller - morgen früh?“ stammelt er.

„Keine Bange, ich mache das schon wieder in Ordnung“, versuche ich ihn zu trösten. „Pongratz hat das nur so in seiner Wut gesagt, wenn Schicht ist, rede ich ein paar passende Worte mit ihm.“

Antonio erwidert mein zuversichtliches Lächeln nicht, und ich selbst weiß zu dieser Stunde noch nicht, daß ich nie

schuhen von den schmerzenden Armen und fächert sich Luft, meine staubtrockene Kehle ist ein einziger Schrei nach kaltem Naß. Aber noch ist keine Zeit für einen Schluck Wasser, an den langen Drahtseilen des Laufkatzenkrans schwebt eine Pfanne flüssiges Roheisen heran. Neues Futter für unseren Feuerdrachen! Der Steuermann schwenkt ihn in die Horizontale, der Kranführer lüftet die Pfanne um einige Zoll an, ihre Mündung senkt sich, die Schmelze beginnt in den Riesenleib der Birne einzufließen. Flammengarben schießen heraus. Dreck und Rauch pufft hoch, ein Feuerwerk leuchtender Funken sprüht auf. Wir haben keine Zeit, uns wie Kinder am Sternentanz der Wunderkerzen zu erfreuen. Wir müssen ständig auf dem Sprung sein, denn seit fünf Uhr fünfzig stehen wir unter dem Gesetz der Produktion, und das ist gnadenlos. Hunderttausend Tonnen Stahl müssen wir jeden Monat blasen, wenn wir unseren Lohn halten wollen, da hat die Stunde nicht eine Minute zuviel. Scharf beobachte ich Pfanne und Konverter, zwischendurch immer wieder mal ein Blick zu Antonio hin, der an der Brüstung auf der anderen Seite des Konverters steht. Licht und Schatten huschen über sein Gesicht, die Augen hat er geschlossen, seine Lippen reden

# namens Antonio

stumm. Formen Worte, die ich nicht lesen kann. Einen Fluch auf Pongratz vielleicht. Oder die Namen seiner Kinder. Ein Gebet um Gnade kann es auch sein, nichts hat er jetzt nötiger als die. Strafversetzung in den Schlacken Keller bedeutet für ihn ja nicht nur Degradierung, sondern auch Ausstoßung aus der höherbezahlten Konvertermannschaft in die niedrig entlohnte Kaste der Hilfsarbeiter. Pongratz ist eine nachtragende Natur. Von einem Italiener ausgelacht zu werden ist das Schlimmste, was ihm widerfahren kann. Solange er hier oben das Kommando führt, gibt es für Antonio keine Rückkehr an seinen alten Arbeitsplatz, und das scheint ihm jetzt durch den Kopf zu gehen. Ich muß ihn von seiner Angst befreien. Muß mit Pongratz reden, noch ehe es Schicht ist. Muß ihm klar machen, daß Antonio über etwas ganz anderes gelacht hat. Über das fette Kohlrübensgesicht von Wandrey vielleicht. Das muß ihn doch versöhnlich stimmen. Sowie er mir jetzt in die Finger läuft, rede ich mit ihm. Jetzt gleich. Holla, die Pflanze ist leer, wird zurückgefahren. Ha, Antonio, 's geht wieder weiter! Der Steuermann hebt die Konvertermündung ein wenig an, wir werfen ein paar Schaufeln Teerdolomit hinein. Unser Drache ist versorgt und kann nun blasen. Zwei Hupentöne sind sein Startzeichen. Der Steuermann schwenkt ihn in Blasstellung und drückt auf den Knopf der Rohrleitung, in der ein Luft- und Sauerstoffgemisch unter einem Druck von zwokommavier atü steht. Heulend steilt die Birne empor, brausend schießt die komprimierte Luftladung durch die Düsen des Nadelbodens in die Eisensuppe und strudelt sie durcheinander. Der Blausvorgang hat begonnen, mit blauer Flamme verbrennt das im Roheisen enthaltene Silizium. Wir gehen zur Hinterbühne, nehmen einen langen Schluck aus der Kanne und pumpen uns voll mit der kühlen Luft, die von der offenen Fensterwand hereinweht. Antonio sitzt still neben mir, sein Gesicht ist in grüblerische Falten gezogen, woran mag er jetzt denken? Ich schaue nach Pongratz aus, sehe ihn bei Konverter drei, der frisch ausgemauert worden ist und nun für die erste Schmelze vorgewärmt wird. Und ich sehe, daß Konverter zwei schon mit hellrötlicher flackernder Flamme bläst, also bald abgeschlackt werden muß. Komm, Antonio!

Wieder stehen wir vor dem sengenden Höllenschlund, aus dem uns eintausendsechshundertfünfzig Grad Hitze entgegenknallen. Wir lassen die auf dem Stahl schwimmende Schlacke ablaufen, kratzen sie mit langen Eisen herunter und schaufeln zum Schluß noch Kalk vor die Mündung, damit er die letzten Schlacketeilchen beim Abgießen zurückhält. Pongratz' Gesicht taucht vor der Brüstung auf, seine Hände stoßen ruckartig von oben nach unten. Schneller, schneller sollen wir schaufeln, gewonnene Sekunden summieren sich zu Minuten. Fertig, zur Seite getreten, das schmerzende Kreuz tief durchgebogen, mit den Fingerkuppen über die dörrende Haut gefahren, die sich vor Trockenheit wie eine Geigensaite spannt. Und weiter im Text! Abgießen, Chargieren, Silizium und Mangan aus dem spröden Eisen herausblasen, Kohlenstoff und Phosphor, Temperatur messen, Probe nehmen, Abschlacken, Zusatzladung Sauerstoff einblasen, Abgießen! Immer wieder von vorn, immer wieder dasselbe, ohne Pause, ohne Zeit für eine Zigarette, ohne Zeit und Gelegenheit, mit Pongratz über den Fall Antonio zu reden. Auch der Vorarbeiter

hat ja keine Zeit. Auch die vielen anderen, die beim Stahlmachen gebraucht werden, haben kaum Zeit, ein Wort miteinander zu wechseln, das nicht zur Arbeit gehört. Die Schubkarrenmänner, Bodeneinsetzer und Probenzieher, die Schmiede, Schlosser und Elektriker, die Steuermänner, Schmelzer und Kranführer. Sie alle stehen ja unter dem Gesetz der Produktion und haben an nichts anderes zu denken als nur an die Produktion. Hunderttausend Tonnen Stahl im Monat! Darüber habe ich in der letzten Stunde vergessen, daß ich mit Pongratz reden wollte, wegen Antonio. Und nun, wo ich wieder daran denke, geht es erst recht nicht. Das Einfahren der ersten Schmelze in den neuen Konverter wird jetzt vorbereitet. Ein halbes Dutzend Stehkrankenmänner nimmt den Vorarbeiter in Beschlag, gibt Ratschläge, erteilt Anweisungen. Ingenieure, Obermeister, Schichtassistent, ohne einen Haufen Vorgesetzte geht es bei solchen Sachen nun mal nicht. Aufgepaßt, Antonio, die Roheisenpfanne! Kranführer und Steuermann leisten Präzisionsarbeit, passen die Bewegungen von Pflanze und Konverter einander genau an, wie ein gut eingespieltes Liebespaar; kaum ein Tropfen

glühenden Strahls in den sich ihm entgegenbäumenden Leib des Konverters. Die leere Pflanze fährt ab, wir atmen auf, der Obermeister nickt Pongratz zu, geschafft! Sowie der Konverter jetzt am Blasen ist, werde ich mit ihm reden, soviel Zeit wird dann ja sein. Komm her, Antonio! Er scheint mich nicht gehört zu haben, er bleibt unter dem Laufgang stehen. Zweimal dröhnt die Hupe, Startsignal für Konverter drei! Heulend geht sie in Blasstellung, brausend schießt die Luftsauerstoffladung durch die Rohre in seinen Boden. Donnergetöse wie von einem Bergsturz erschüttert die Luft. Wir haben keine Zeit, über die Ursache dieses Höllenlärms nachzudenken, der nicht zu den üblichen Startgeräuschen gehört. Aus der Mündung des weiter in die Vertikale steigenden Konverters schießt ein feuriger Lavastrom kochenden Eisens und glühender Dolomitsteine, steigt wie eine Leuchtfontäne kerngerade zum Hallendach empor und prasselt als tödlicher Regen nieder, die auseinanderstiebenen Menschen mit platschendem Eisen verbrennend, ihre Knochen mit katapultierenden Steinbrocken zerschlagend. Schneller als man denken kann, geht das alles. Auch ich springe sofort zur Seite, bekomme einen krachenden Schlag ge-

gen die Schulter, der mich niederwirft, spüre einen gräßlichen, schneidenden Schmerz, der mir durch beide Beine fährt und rolle mich von der Lache heißen Eisens fort, in die ich gestürzt bin. Antonio, schreie ich, weil ich nicht selbst mehr auf die Füße kommen kann, ganz unbewußt schreie ich nach meinem kleinen italienischen Freund. Ich stütze mich auf Knie und Hände, ich sehe ihn seine Laufrichtung ändern, den Kopf zu mir herüberrecken, sehe ihn gegen einen Sandkarren laufen und über diesem zusammenbrechen. Dann jagt der rasende Schmerz mich ins Dunkel.

Als ich die Augen öffne, sehe ich aus dem Sandkarren eine Flammensäule steigen, sehe eine lodernde Fackel in ihm brennen. Und die Fackel hat krumme Beine, deren Füße in klobigen Schuhen stecken. Hat einen Kopf, in dessen schwarzem Haargekräusel sich blaue Flämmchen jagen. Hat zwei Arme, die sich im Verbrennen winklig verrenken. Eine Fackel namens Antonio! Wer sieht sie schon brennen außer mir, in diesem Meer von gleißender Glut und wabernden Feuerwänden, und wer denn hört meinen Entsetzensschrei in diesem Orkan von Zischen und Heulen und Brüllen und Brausen? Wieder versinke ich in tiefe Bewußtlosigkeit. Erst hier im Krankenhaus bin ich wieder aufgewacht, Stunden nach der Operation. Schlüsselbeinbruch, Knöchelbruch rechts, mittelschwere Verbrennungen an Armen und Beinen. Die Eisenspritze haben sie mir herausgeschritten, wie Granatsplitter sehen die Dinge aus, die Schwester hat sie mir auf den Nachttisch gelegt, in eine Papierserviette gedreht. Und heute morgen war Wencker hier, der Betriebsrat vom Thomasstahlwerk. Hat mir das übliche Krankenpaket gebracht. Mit den besten Wünschen der Werksleitung. Und mir den Hergang des Unglücks erzählt. Konverterzusammenbruch, passiert nicht allzu oft. Überdruck in der Birne, dem die frische Mauerung nicht standhalten konnte. Vierzig Tonnen Mauerwerk sind in fünfzig Tonnen flüssiges Eisen gekracht und haben den Topf zum Überlaufen gebracht. Vier Verletzte, zwei Tote. Den Steuermann hat's sofort erwischt, deswegen konnte er den Konverter nicht mehr nach unten steuern und dadurch Menschenschaden verhüten. Der zweite Tote heißt Antonio Sereni und ist gänzlich verbrannt. Das bißchen, was von ihm übrigblieb, ist schon auf dem Wege nach Sizilien, die Werksleitung bezahlt die Kosten der Überführung. Und Antonios Landsleute haben gesammelt, für eine würdige Beisetzung, die lassen sich so was eine Menge Geld kosten, den Rest bekommt die Witwe, für die erste Not. Die Staatsanwaltschaft war auch schon auf dem Werk, sagte Wencker, Ermittlungen anstellen, eventuelle Schuldfrage klären, bin ja mal gespannt, was dabei herauskommt. Wie Hochofen sechs in die Luft ging, achtzehn Verletzte, sechs Tote, haben sie hinterher auch untersucht. Ebenfalls als die Gasleitung explodierte und sieben Mann ein Begräbnis mit Werkskapelle bekamen. Schuldige sind nicht gefunden worden, weder Menschen, noch Maschinen oder die Betriebsordnung. War alles in Ordnung gewesen, stand jedesmal im Abschlußbericht. Die Unfallziffer ist trotzdem gestiegen. Von Monat zu Monat. Die Produktion natürlich auch. Was ja wohl das Wichtigste ist, fürs Werk. Und so langsam könnte nun die Schwester kommen. Mit der Spritze, gegen die Schmerzen. Sonst kriege ich diese Nacht wieder kein Auge zu.



# Die Welt des Privaten ist eingezogen

Rolf-Ulrich Kaiser berichtet über seine Eindrücke in der Tschechoslowakei

Ein Abend in Prag. Zwei Veranstaltungen kurz gekostet – und schon ist die kulturelle Situation umrissen. Das Semafor-Theater ist ausverkauft: Hanna Hegerova singt Chansons. Mit welcher variablen Stimme, schauspielerischem Kalkül und einer gehörigen Portion Frechheit. Der Tschechoslowakeibekannteste Chansonette kennt da keine Scheu. In einem Chanson heißt es etwa: Gestern wolltet ihr mich so, heute wollt ihr mich schon wieder anders. Aber nun will ich nicht mehr.

Lebendigkeit, ein wenig Frechheit und viel Freiheit – das zeichnet die kleinen Bühnen Prags aus. In den letzten zehn Jahren sind sie entstanden. Semafor beispielsweise aus einem kleinen, unbedeutenden Jazz-Ensemble, das im Reduta-Jazzklub Amateur-Jazz spielte. Heute gehören seine Sänger und Texter zu den beliebtesten Künstlern der Tschechoslowakei.

Einen von ihnen höre ich nach einer Stunde Hegerova im Poeten-Klub „Viola“ (Ein Nachtstuhl aus Poesie – lautet der Slogan) rezitieren. Jiri Suchy liest zunächst aus einer Lebensgeschichte Salvador Dalis vor und dann einige der Rundfunk-Sketches, die er jede Woche eine Stunde lang produziert: Er kommt in das Studio, läßt sich ein Stichwort geben, wenn er kein eigenes Thema mitbringt, und erzählt dann aus dem Stegreif seine meistens witzigen Geschichten.

Heute abend wärmt er, umrahmt von Modern Jazz, einige solcher Geschichten wieder auf. Die Stenotypistinnen haben sie ihm vom Band abgeschrieben. Seine Zuhörer sind junge Leute zwischen zwanzig und fünfunddreißig, ein wenig intellektuell meistens. Im „Viola“ gibt es solch ein Programm gegen 10 Kronen Eintritt und anschließend eine „Jam Session“ alle Abende. Man fühlt sich in dem komfortabel und doch wieder leger eingerichteten Klub wie zu Hause. Die Poesie hat ihr Reich in ihre Grenzen gebannt. Nur noch privat darf man hier sein.

Solche Klubs gibt es auch für andere Geschmäcker. Der Jazzklub Reduta ist bereits erwähnt worden. Beat-Freunde bedient man im „Olympic“, in der „Spalena Ulice“, und Tanzfreudige finden ihre „Kavarna“, Tanzcafés mit klein wenig intimer Beleuchtung, rings um den Wenzelplatz, meistens im ersten Stock.

Was wird durch diese Momentaufnahmen angezeigt? In Prag, in die Tschechoslowakei ist die Welt des Privaten eingezogen. Nicht zuletzt ein Resultat der kulturellen Auflockerung. Ein Anzeichen, das sich nun aber nicht nur dort findet, wo es einen Klub gibt und man zum Aufnehmen von Kultur gezwungen ist, die eigene schöpferische Tätigkeit also unterbleibt, sondern auch dort, wo musisch-kulturell „gebildet“ wird. Darüber konnte sich eine Gruppe der „Bundesvereinigung Musikische Jugendbildung“ informieren.

Die erste kulturelle Offerte in Prag gab es in einem Pionierhaus, irgendwo am Rande der Stadt. Das „Zentralhaus für das Kunstschaffen des Volkes“ hatte zu einer Sondervorstellung eingeladen. Präsentiert wurde der Tschechoslowakei beste Amateur-Beat-Band und eine Pantomime-Gruppe.

Selbst zusammengebastelt hatten sich die Amateure ihre Verstärkeranlage, auf der sie nun Beat à la Tschechoslowakei inszenierten. Das „à la“ ist wichtig. Denn es handelt sich wirklich um einen Beat eigener Mache. In einem Plattenladen hatte mich ein Verkäufer schon darauf vorbereitet: „Was Sie hier an Beat hören, ist ein sehr zahmer Beat. Ihm fehlt jede Wildheit. Die Ekstase will man hier

nicht. Natürlich können die tschechoslowakischen Beatbands auch anders spielen, so wie die polnischen beispielsweise. Aber in den Aufnahme-Studios werden sie dann zurechtfrisieren, wie man den Beat noch ertragen kann.“

So also spielten und sangen dann auch unsere fünf Pädagogik-Studenten. An die Stelle der Ekstase war das verfeinerte Arrangement getreten. Die Vitalität ging im künstlerischen Höhenflug unter.

beschleicht einen in einem seltenen Augenblick das Schaudern vor der totalen Perfektionierung, wie sie in den sozialistischen Systemen so schnell um sich greift. Hier kommen einem in manchen Augenblicken Assoziationen an die Perfektion unserer dunklen Zeit.

Es gibt noch andere Beispiele solcher zentralen Einrichtungen. So etwa die Verlagskomplexe. Aber immer wieder zeigt sich, daß das System seine Lächer hat

## Kleines Wunder

Vorher beim „Orbis“-Verlag eine ähnliche Beobachtung. Hier werden alle musisch-kulturellen Zeitschriften, außerdem Bühnenliteratur und CSSR-Werbe-Literatur in Fremdsprachen verlegt. Wichtigste Zeitschrift ist die 14tägliche in einer Auflage von 17000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift „Osvetova Prace“ (Bildungsarbeit). Mit ihr hat sich ein kleines



Im Hörsaal einer tschechoslowakischen Universität

Aber immerhin, es gibt Beat. Und schon recht lange. In der DDR ist er noch immer auf der Abschußliste, hier benutzt ihn das Zentralhaus, die wichtigste Einrichtung des Kulturschaffens der Amateure, seine Arbeit zu illustrieren.

Dieses Zentralhaus kümmert sich in speziellen Abteilungen um die Bereiche Tanz, Musik, Theater und Bildende Kunst. 1951 vom Ministerium für Schulwesen gegründet, stellt es heute eine der wesentlichen Instanzen dar. Von hier gehen die wesentlichen kulturellen Direktiven aus. Von hier vor allem werden die zahlreichen „ganzstaatlichen“ Wettbewerbe organisiert, die sich meistens jeweils über zwei Jahre erstrecken und auf den Kreis- und Bezirksebenen beginnen. Jeder kulturelle Bereich hat solch ein Festival. Und nach vier Stunden Information durch die Abteilungsleiter des Volkshauses glaubt man sich in einer Gefechtszentrale, die die Weichen für immer neue „battles“ stellt. Hier aber

und ein neuer Wind sogar in den Zentren zu wehen begonnen hat.

Wir sind beim „Pädagogischen Staatsverlag“ eingeladen. Hier werden die Schulbücher des Staates produziert. Und das erste, was man uns mitteilt, ist der Hinweis darauf, seit wenigen Jahren bemühe man sich um eine künstlerische Gestaltung der Lehrbücher. Und schon haben wir die Beispiele in der Hand. Liederbücher, die bezaubernd illustriert worden sind. Natürlich nicht in der Manier des „Sozialistischen Realismus“, sondern eher verträumt wie ein Chagall. Die Verlagsredakteure erklären: „Wir wollen nicht mehr bloß den Lehrstoff im Bild abkonterfeien lassen, wir wollen dem Kind die Aussage durch die Dimension der Kunst näherbringen. Aber natürlich haben wir noch viel zu kämpfen. So schnell versteht man unsere Sinneswandlung nicht. 1970 sind wir vielleicht so weit.“

Wunder ereignet. Aus einer mit Grundsatzartikeln bestückten Funktionärszeitung hat sie sich zur populär-wissenschaftlichen Publikumszeitung gemauert. Das geht so weit, daß „Osvetova Prace“ riskieren kann, was niemand bei uns fertig bringt: eine monatelange Serie über Fragen der Sexualität, die bis zu Berichten über Sexualtechniken geht. Unsere eingangs illustrierte Beobachtung der Auflockerung der ideologischen Bande hat sich sogar in der „Höhle des Löwen“ bewahrheitet. Kein Wunder, daß sie sich nun in den einzelnen Ausbildungsstellen immer neu als richtig erweist. Die Ideologie hat nicht abgewirtschaftet. Aber sie hat der Kultur Platz gemacht und ihr, für den Augenblick zumindest, freien Raum gegeben, den sie durch ihre Facharbeit ausfüllen kann. Der lange Arm der Partei drängt sich nicht mehr hinein. Und schon bieten sich die einzelnen Bildungsmodelle dem Besucher in einem Licht dar, das ihn nach-

denklich stimmt: Könnten sie nicht sogar für unsere Probleme vorbildliche Lösungen liefern?

Beispielsweise die Kulturhäuser: Kaum ein Städtchen muß auf sein Kulturzentrum verzichten. Und fast immer ist sein Leiter Hochschulabsolvent. In Zvit, einem kleinen Industriestädtchen in der Hohen Tatra, hat man für die 10000 Einwohner einen kleinen Palast gebaut. Über den Geschmack läßt sich zweifellos streiten. Wenn auch heute nichts los ist, da alle jungen Leute wegen des 14täglichen freien Wochenendes nach Hause zu ihren Eltern gefahren sind, so weiß man doch von einem großen Kulturprogramm zu berichten. Arbeitskreise für Folklore, für Musik, für Laienspiel. Drei Tanzorchester. Puppenspielbühne. Im großen Saal monatliches Theatergastspiel und Orchesterkonzert.

Die Arbeitskreise werden von ehrenamtlichen Kräften geleitet. „Aber sie haben alle eine zusätzliche Fachausbildung erhalten“, berichtet der Kulturhausleiter: „Vier Jahre lang haben sie sich am Fernstudium beteiligt. Das bedeutete, daß sie alle drei Wochen für ein Wochenende nach Bratislava, in die slowakische Hauptstadt, fuhren und dort von Universitätsprofessoren in ihren Fächern unterrichtet und ausgebildet wurden.“

75 v.H. der 4000 Jugendlichen meint der Leiter zu erreichen. Am Abend höre ich mich auf der Tanzdielen ein wenig um. „Das stimmt ganz und gar nicht“, schränken die drei Techniker ein, an deren Tisch in der Kaierna mit Bco Schwof ich mich gesetzt habe. Sie schätzen auf 20 v.H. Aber 800 – solche Zahlen gibt es bei uns auch nicht so oft. Allerdings, meine drei Gesprächspartner haben ihre Vorschläge, wie man mehr erreichen könnte: „Mehr Kabarett und Kleinkunst, Bierauschank und gute, heiße Tanzbands ins Kulturhaus. Dann gehen wir dort auch hin.“

Während die Arbeit der Kulturhäuser von völliger Freiwilligkeit – zumindest offiziell – ausgeht, suchen die „Volksschulen für Kunst“ eine Systematisierung ihrer nebenschulischen Ausbildung. 240 Schulen ihrer Art gibt es in der Tschechoslowakei, in dem Kreis Kudna Hora mit 36000 Einwohnern beispielsweise drei, jeweils keine 30 Kilometer von einander entfernt.

In vier Fächern werden schulpflichtige Kinder etwa vier Stunden lang einmal in der Woche unterrichtet: Bildende Kunst, Musik, Tanz, Theater. Mit sieben Jahren darf man nach einer Aufnahmeprüfung am ersten Zyklus teilnehmen, mit 14 kommt man in den zweiten. Die einzelnen Schuljahre haben ihren jeweiligen Lehrplan. Man will die Kinder systematisch mit den Kunstwerten in Kontakt bringen.

### Liebe zur Kunst

„Darum lassen wir die Schüler am Ende jedes Jahres auch eine selbständig angefertigte Klausurarbeit abliefern, die über ihren Leistungsstand Auskunft gibt“, erläutert der Direktor der Volksschule für Kunst in Prag-Schischkow. Und er setzt fort: „Es geht uns keineswegs darum, auf einem Nebengeleise Profi-Künstler heranzuzüchten. Nur zwei v.H. unserer Absolventen machen später ihr Hobby zum Beruf. Wir wollen vielmehr in den jungen Leuten die Liebe zur Kunst und das Interesse an ihr fördern.“ Mag die Kulturhaus-Arbeit in den Volkshochschulen eine Parallele haben, diese Form der außerschulischen Weiterbildung steht ohne Konkurrenz da. Sie dürfte vielleicht das interessanteste Modell für unsere Bildungssituation darstellen. Neben den außerschulischen Formen der Bildungsarbeit werden natürlich noch zahlreiche Ausbildungsstätten angeboten, die auf bestimmte musisch-kulturelle Berufsziele vorbereiten. Aber auch sie unterscheiden sich in interessanten Nuancen von dem, was wir gewohnt sind. So haben die Werkkunstschulen beispielsweise nicht nur eine Tagesschule, die vier Jahre lang dauert, sondern auch eine Abendschule: für Abiturienten drei Jahre, für Nichtabiturienten fünf Jahre.



Vera Caslavka aus der Tschechoslowakei, Weltmeisterin im Kunstturnen

Oder die drei Konservatorien in Prag, Brünn und Bratislava mit dem Unterricht in Tanz und Musik: Vier bis sechs Jahre lernt man hier, um am Ende ein Examen zu machen, das dem Abitur entspricht und nicht nur die Möglichkeit zum sofortigen Berufsantritt gibt, sondern auch zum Akademie-Studium berechtigt. Betrachtet man all diese kulturell-musischen Einrichtungen, so meint man ein ganzes Volk im kulturellen Aufbruch. Ganz so falsch ist diese Beobachtung allerdings auch nicht. „Es liegt nun einmal im Interesse unserer Ideologie, den Menschen mit Hilfe kultureller Werte zu verbessern, zu humanisieren“, begründet ein Bildungsexperte. Dabei liegt ihm nicht nur daran, das passive Interesse zu steigern, das sich im Theater- oder Klubbesuch niederschlägt, sondern vor allem die eigene, individuelle schöpferische Arbeit: „Deswegen beispielsweise versuchen wir an vielen Stellen, unseren Schülern den Zugang zur modernen Kunst

zu erleichtern. Sie sollen sie verstehen lernen und darin Möglichkeiten für ihre eigene Arbeit erkennen.“

Von der „Greif zur Feder, Kumpel“-Bewegung unterscheidet sich diese Aktivierung künstlerischer Arbeit durch ihr hohes Niveau und ihr Wissen um künstlerische Qualität, vor allem aber durch ihr klischeefernes Denken. Man macht Mut zum selbständigen, zum individuellen Arbeiten. Kultur wird in den privaten Bereich integriert und als Äußerung des einzelnen verstanden, die sehr persönliche Züge trägt.

Doch genau an dieser Stelle liegt das Dilemma. Denn indem die Ideologie auf die Kultur setzte, gab sie dem Individualismus grünes Licht, stellte sie sich selbst in Frage. Eines der erstaunlichsten Ergebnisse solcher Informationsreise war wohl, daß kein Bildungsexperte jemals auf die Ideologie einging. Ganz im Gegensatz zur DDR.

In der CSSR hat sie ihren festen Platz, über den man nicht mehr diskutiert. Aber dort scheint sie fast schon erstarrt zur bloßen Fassade. Denn das Leben spielt sich woanders ab. Beispielsweise im Bereich der Kultur. In den Klubs, den Zirkeln und den Schulen. Im individuellen Klavierunterricht oder der Bildbesprechung eines modernen Kunstwerkes. Neue Energien werden freigesetzt, mit Einrichtungen, die zum Teil Modellcharakter für unsere Situation besitzen. Als wir die Zentralhaus-Matinee im Pionierhaus verlassen, werfe ich einen Blick in einen Nebenraum. Sieben junge Leute, ein Plattenspieler; zwei Paare üben Stepschritte. Ohne Instrukteur, ohne Aufpasser. Für sich allein. Besser läßt sich die Situation musisch-kultureller Bildung in der Tschechoslowakei kaum illustrieren.

Foto: Schirner

# Kriegsdienstverweigerer haben

Von Gottfried Schäfers

**Unser Mitarbeiter führte Gespräche mit jungen Männern vor ihrer Erfassung zum Wehrdienst. Er schrieb seine Erlebnisse nieder anlässlich des Erscheinens eines Rowohlt-Taschenbuches mit dem Titel: „Kriegsdienstverweigerung oder gilt noch das Grundgesetz?“**

Mit den sieben jungen Männern traf mich mich erstmals im Dezember des vergangenen Jahres. Es war ein naßkalter Winterabend. Um so gemütlicher saßen wir an einem Ecktisch der neuerbauten Gaststätte und tranken Bier oder Cola. Gesprächsstoff gaben zunächst das launische Winterwetter, die Vor- und Nachteile verschiedener Autotypen und die Zukunftsaussichten der Bundesligavereine Schalke 04 und Borussia Dortmund. Durch Zufall kamen wir auch auf die Bundeswehr zu sprechen. Ohne irgendwelche Absicht fragte ich: „Wie steht ihr dazu?“

Nach kurzem Überlegen kam die Antwort wie aus einem Mund:

„Ist zwar eine blöde Sache, aber man muß wohl mitmachen. In einigen Monaten werden die ersten von uns in Uniform herumlaufen.“ „Es ist also klar, daß ihr zur Bundeswehr geht?“

„Selbstverständlich, da muß doch jeder hin“, antwortete Alois Sch., und seine Freunde nickten zustimmend.

„Keineswegs muß jeder Deutsche zur Bundeswehr“, stellte ich dagegen fest.

„Ausnahmen sind Untaugliche, aber darunter fallen wir doch kaum“, erwiderte Alois Sch.

„An die Möglichkeit, daß der eine oder andere aus gesundheitlichen Gründen vom Wehrdienst befreit wird, habe ich nicht gedacht. Ich behaupte: Jeder junge Deutsche, auch der Wehrpflichtige, der zur Bundeswehr einrückt, geht freiwillig dorthin.“

„Das stimmt nicht, freiwillig gingen wir niemals!“ tönte siebenfaches Protestgeschrei, so daß ein Kegelklub am Nebentisch aufmerksam wurde. Die Veteranen von damals schüttelten mißbilligend den Kopf über die Ansichten der Jugend von heute.

„Nach Artikel 4 Absatz 3 des Grundgesetzes“, erläuterte ich meine provozierende Behauptung, „hat jedermann das Recht, den Kriegsdienst mit der Waffe zu verweigern. Wenn ein junger Mann dieses Grundrecht nicht für sich in Anspruch nimmt, muß angenommen werden, daß er eine Gewissensentscheidung zugunsten der Bundeswehr getroffen hat und somit freiwillig Soldat wird.“

„Wenn man das so sieht...“, war die kleinlauter Antwort meiner Tischgenossen.

„Leider ist es den meisten jungen Leuten nicht bewußt, daß sie freiwillig zur Bundeswehr gehen, weil sie über ihre Grundrechte mangelhaft oder gar nicht informiert sind“, sagte ich und entschloß mich, meinen Gesprächspartnern das Recht der Kriegsdienstverweigerung zu erklären. „Uns als Katholiken ist doch wohl eine Verweigerung des Kriegsdienstes nicht möglich!“ behauptete Michael M., während er an seiner Zigarette sog.

„Das ist keine Frage der Religion, sondern des eigenen Gewissens“, antwortete ich.

„Wieso?“  
Ich erläuterte, daß es viele junge Leute gibt, die den Kriegsdienst verweigern, weil für sie das Leben eines Menschen

von unverletzlicher Würde und einzigartigem Wert ist. Für sie sei kein Grund denkbar, lebendige Menschen auf Befehl umzubringen. Anderen Kriegsdienstverweigerern sei die Botschaft Jesu Christi nicht nur eine Erbauung für Sonntage. Sie nähmen das Gebot „Du sollst nicht töten!“ und das Wort von der Feindesliebe als verbindliche Richtschnur für ihre Entscheidungen im Alltag und würden deshalb keine Waffe in die Hand nehmen. Eine weitere Gruppe von Kriegsdienstverweigerern würde sich auf die Erfahrungen aus der jüngsten Geschichte berufen. Sie halten eine Verteidigung für absurd, da im Zweiten Weltkrieg 50 v.H. Zivilisten und im Koreakrieg 82 v.H. Zivilisten unter den Getöteten waren. Außerdem halten sie es für unmöglich, innerhalb einer komplizierten Staatsmaschinerie zu erkennen, auf welcher Seite bei einem Kriegsausbruch das Recht und auf welcher Seite das Unrecht liegen könnte.

## Auch ein Gewissen bedarf der Schulung

Es ist erschreckend, wie wenig bei uns zulande junge Menschen mit der Frage konfrontiert werden, ob es richtig ist, Soldat zu werden. Allenthalben wird so getan, als gäbe es gar keine andere Möglichkeit. Dabei heißt es seit 1949 in Artikel 4 des Grundgesetzes: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden.“ Aber da, wo die Vorbereitungen auf militärische Auseinandersetzungen wieder als denkbare Mittel der Politik eingeplant werden, sagt niemand der Jugend: Jeder Krieg ist ein Verbrechen! Ich fühle mich verpflichtet, den jungen Männern weiterhin Rede und Antwort zu stehen.

„Bisher hatte uns noch niemand auf die notwendigen Konsequenzen des Soldatseins hingewiesen“, sagte Ferdi K., als wir uns wiedertrafen.

„Lieber Herr M., lassen Sie sich nicht einreden, daß alles ganz harmlos sei, daß die sittlichen Gefahren nur von Freudenmädchen drohen. Die sittlichen Gefahren drohen anderswo und anderswie. Es ist üblich geworden, immer dann, wenn die Haltung der offiziellen Kirche in Deutschland während der Nazizeit angezweifelt wird, die Namen der Männer und Frauen zu zitieren, die in Konzentrationslagern und Gefängnissen gelitten haben und hingerichtet worden sind. Aber jene Männer, Prälat Lichtenberg, Pater Delp und die vielen anderen, sie handelten nicht auf kirchlichen Befehl, sondern ihre Instanz war eine andere, deren Namen auszusprechen heute schon verächtlich geworden ist: das Gewissen.“

Über gewisse Dinge kann man mit einem katholischen Priester diskutieren, über manche nicht. Heinrich Böll schreibt: „Sie können auch getrost das Gespräch auf die Christus-Vision des Heiligen



„Ihr müßt euch klar darüber sein“, beendet ich meine Erklärungen, „ob es euch euer Gewissen erlaubt, aus welchem Grund auch immer einen Menschen zu töten. Dann könnt ihr auch die Frage beantworten, ob es für euch zu verantworten ist, in der Bundeswehr das Töten zu erlernen.“

Meine jungen Zuhörer waren nachdenklich geworden. Von der anfänglichen Selbstverständlichkeit, mit der sie in die Kasernen einrücken wollten, konnte ich nichts mehr spüren. Eine Frage aus ihren Reihen, was ein Kriegsdienstverweigerer machen würde, wenn ein Raubmörder ihn überfiel, taten sie selbst ab als konstruiert und wenig geeignet zur Erforschung des eigenen Gewissens. Schließlich könne man nicht an einer Ausnahme-situation seine Gewissensentscheidung überprüfen. Damit bewiesen die jungen Männer mehr Fairneß und Verstand als manche Vorsitzende von Prüfungsausschüssen, die gerade dieses angebliche Problem als Fangfrage den Kriegsdienstverweigerern präsentieren.

Als wir uns an diesem Abend voneinander verabschiedeten, hing jeder seinen eigenen Gedanken nach. Wir vereinbarten, uns in vierzehn Tagen wiederzutreffen.

„Dabei wäre eine ganze Reihe Erwachsener eigentlich dazu verpflichtet“, ergänzte Thomas St., „etwa unser Kaplan, der Geschichtslehrer und der Religionslehrer in der Penne.“

Von meinen Gesprächspartnern besuchen drei ein Gymnasium und stehen vor dem Abitur. Einer ist Drogistenlehrling, er hat inzwischen die Abschlußprüfung bestanden. Ein anderer bereitet sich auf den Beruf des Großhandelskaufmanns vor. Zwei der jungen Leute besuchen eine Schule zur Erlangung der Fachschulreife. Alle sind Mitglieder einer katholischen Jugendorganisation. Der Kaplan ihrer Pfarrei gilt offiziell als ihr religiöser Beistand. Aber dessen Tätigkeit besteht hauptsächlich im Organisieren der verschiedenen Vereine. Als ich ihn einmal einlud, mit uns über die Kriegsdienstverweigerung zu sprechen, war er wegen einer Sitzung verhindert.

Von der sexuellen Moral identifiziert. Ich zitierte meinen Zuhörern aus dem „Brief an einen jungen Katholiken“ von Heinrich Böll. Dieser Brief ist an einen jungen Mann gerichtet, der gerade von einem jener Einkehrtage kommt, wie man sie für einrückende Rekruten veranstaltet. Es heißt dort:

Vaters bringen; man wird Sie auf eine lebenswürdige Weise darüber aufklären, daß Sie nicht verpflichtet sind, daran zu glauben; aber sollten Sie Zweifel äußern an irgendeinem Satz des Heiligen Vaters, der eine Wiederbewaffnung Deutschlands rechtfertigen könnte, wird das Gespräch wiederum höchst ungemütlich.“

Wir unterhielten uns noch stundenlang über die Möglichkeit der Kriegsdienstverweigerung und über die eventuellen Gründe dafür. Das Gespräch mit den jungen Leuten war für mich wohltuend erfrischend, weil es von allen Seiten offen und ehrlich geführt wurde. Es wurde uns auch klar, daß ein Soldat ob seiner Überzeugung genauso zu achten ist wie ein Kriegsdienstverweigerer, wenn sein Gewissen ihm den Dienst in der Bundeswehr erlaubt. Außerdem erkannten wir, daß der Ersatzdienst für Kriegsdienstverweigerer meistens mehr Energie und Ausdauer verlangt als der Dienst bei der Bundeswehr. Zum Schluß bat ich meine sieben Gesprächspartner, bis zum nächsten Treffen schriftlich niederzulegen, ob sie zur Bundeswehr gehen oder einen Antrag auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer stellen würden.

# es schwer

Zeichnungen: Kurt Halbritter

## Sind es Drückeberger und Duckmäuser?

Eine Woche später bekam ich sechs Erklärungen zur Frage der Kriegsdienstverweigerung. Sie waren mit Maschine auf Din-A 4-Papier, mit Kugelschreiber auf aus Schulheften gerissenen Seiten und mit Tinte auf Briefbögen geschrieben. Einer der jungen Leute hatte nichts schriftlich niedergelegt. Aus dem Gespräch mit ihm konnte ich entnehmen, daß er zur Bundeswehr gehen wollte. Auszugsweise sei hier die Meinung von sechs Gesprächspartnern wiedergegeben.

Ferdi K., Großhandelskaufmann-Lehrling, 19 Jahre, schrieb: „Ein Krieg dient dazu, die eigenen Interessen mit Gewalt durchzusetzen. Es wird keine Rücksicht auf das Leben der Menschen genommen. Aber es hat niemand ein Recht darauf, einen anderen zu töten, nur weil dieser eine andere Meinung vertritt. Ich kann mich nicht zum Töten ausbilden lassen, weil ich niemals in eine Situation kommen will, in der ich einen oder mehrere Menschen töten müßte. Der Ersatzdienst dagegen ist der Dienst am Menschen. Ich glaube, es ist leichter, einem Menschen sein Essen zu reichen, als ihn zu erschießen.“

Michael M., Oberschüler, 20 Jahre, formulierte seine Meinung so: „Mein Gewissen läßt nicht zu, daß ich jemanden zu Unrecht töte. Über Recht und Unrecht entscheidet mein Gewissen nach christlichen Grundsätzen. Ich habe nicht die Gewähr, daß im Falle eines Krieges dieser von der Bundesrepublik zu Recht geführt wird. Auch bin ich nicht sicher, daß ich dann unbeeinflusst über die Rechtsgrundlage des Krieges entscheiden kann. Ich weigere mich, im Kriegsfall jemanden zu töten, weil ich mir nicht über die Rechtmäßigkeit meines Handelns klar sein kann. Daraus ergibt sich für mich die Konsequenz, den Kriegsdienst mit der Waffe abzulehnen.“

Ulrich S., Drogistenlehrling, 19 Jahre, hält die Bundeswehr für notwendig. Er sagte: „Ich lasse mich bei der Bundeswehr zum Töten ausbilden. Ich werde töten, um mein eigenes Leben zu verteidigen sowie mein Vaterland und unsere Demokratie zu schützen. Ich würde es als Mord ansehen, wenn ich ein anderes Land angreifen müßte, welches mein Vaterland nicht bedroht. In diesem Falle würde ich den Kriegsdienst verweigern.“

Alfred H., 18 Jahre, Fachschüler, hat sich sehr viel Mühe gemacht. Er schreibt: „Jegliche Gewaltanwendung spricht gegen den christlichen Glauben. Im Matthäus-Evangelium 7,1 steht: ‚Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit dem Urteil, mit dem ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit dem Maß, mit dem ihr messt, wird euch gemessen werden.‘ Damit meint Christus, daß er als einziger das Recht hat zu richten, und der Mensch sich nicht anmaßen soll, über Gut und Böse zu entscheiden. Das Gebot ‚Du sollst nicht töten!‘ ist nicht situationsgebunden. Das heißt: dieses Gebot gilt immer, gleich in welcher Situation. Krieg aber heißt töten. Man kann die Verantwortung für einen Mord nicht abschieben. Jeder muß sich verantworten. Gewalttätige Auseinandersetzungen sind tierisch. Der Mensch kann Meinungsverschiedenheiten mit seinem Geist ausfechten. Um nicht töten, morden und Unschuldige umbringen zu müssen, werde ich den Kriegsdienst mit der Waffe verweigern.“

Thomas St., 19 Jahre, Oberschüler, hat drei Gründe für die Verweigerung des Kriegsdienstes: „1. Ich bin nicht bereit,

mich zum Töten ausbilden zu lassen. 2. Ich kann nicht wissen, ob der nächste Krieg rechtmäßig ist. 3. Ich möchte nicht meinen Verwandten in der Ostzone mit der Waffe in der Hand entgegentreten.“ Alois Sch., 18 Jahre, Oberschüler, ist noch dabei, sich eine feste Meinung zu bilden. Er prüft sich noch selbst: „Ich glaube, ein Kriegsdienstverweigerer muß gegen jede Art von Gewaltanwendung sein. Er kann also nicht den Verteidigungskrieg bejahen und den Angriffskrieg verneinen. Ein Kriegsdienstverweigerer muß, bevor er einen Antrag auf Anerkennung stellt, sich gründlich prüfen, ob er jede Art von Gewaltanwendung verneint und auch so leben kann. Bei mir weiß ich nicht, ob ich diese Voraussetzung erfülle. Mein Gewissen verbietet mir die Gewaltanwendung im Krieg. Deshalb müßte ich den Kriegsdienst verweigern. Es wäre aber denkbar, daß ich im sonstigen Leben Gewalt anwenden würde. Wäre das nicht ein Widerspruch?“

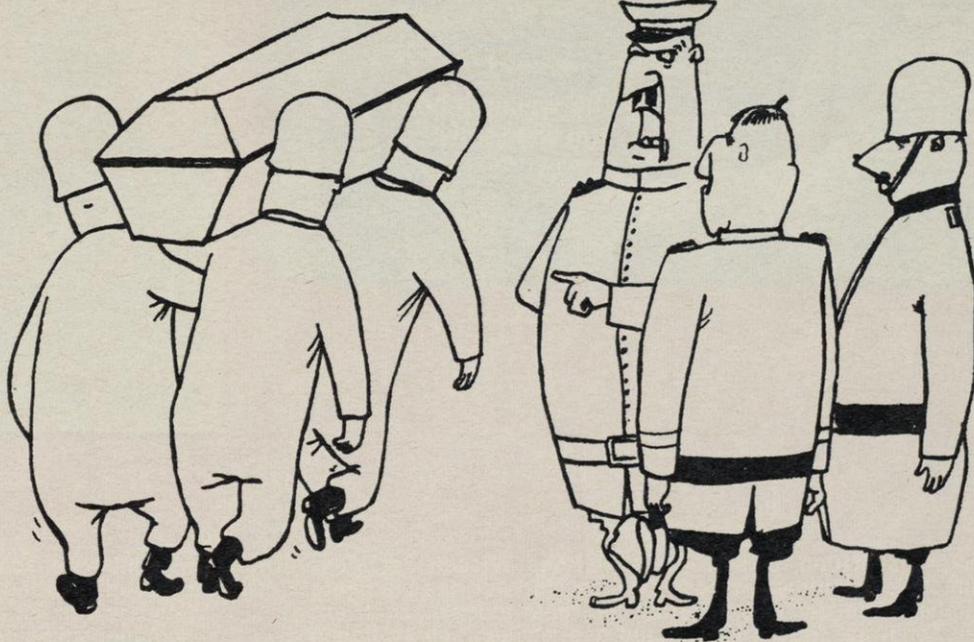
schen Gesellschaft wider: die nahezu hysterische Abneigung gegen Minderheiten und abweichende Meinungen. Zwanzig Jahre nach dem großdeutschen Kollaps umweht Kriegsdienstverweigerer wieder ein Hauch von Defätismus. Das Wort Kriegsdienstgegner reflektiert für viele Bilder von Drückebergern und Duckmäusern, weckt Vorstellungen von langmähnigen Gamlern oder abartig Veranlagten“ (Der Spiegel).

Das Buch gibt einen Einblick in die Praxis der Ausschüsse, die darüber zu entscheiden haben, ob ein junger Mann als Kriegsdienstverweigerer anerkannt wird. Vor diesen Ausschüssen werden Kriegsdienstgegner „groteskerweise in die Position eines Angeklagten versetzt, der seine ‚Unschuld‘ verteidigen muß, seine Gewissensentscheidung begründen und verteidigen muß“ (Liepman). Die Kritik setzt an bei der Institution des Vorsitzenden, der die Verfahren leitet. Er wird vom Bundesverteidigungsministerium ernannt

echte Gewissensbindung nicht vorliegt.“ In einer Berufungsverhandlung vor dem Verwaltungsgericht Gelsenkirchen sagte der Vorsitzende des Prüfungsausschusses: „Der Kläger bejaht die Notwehr, d. h. also, er sieht sein Leben als wertvoller an als das eines anderen.“

Aus einem Urteil des Landesverwaltungsgerichts Hannover vom 27. November 1959: „Die Ansicht... ein echter Kriegsdienstverweigerer müsse sich eher erschießen lassen, als selber zu schießen, ist verfehlt. Auch einem Kriegsdienstverweigerer steht das Recht der individuellen Notwehr zu.“

Aus einem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom 20. Dezember 1960: „Das Problem der privaten Notwehr kann nicht mit dem der Beteiligung am Kriege gleichgesetzt werden. Man kann also die Abwehr von Gangstern mit polizeilichen Gewaltmaßnahmen für Recht halten und dennoch die Waffenanwendung zwischen den Staaten ablehnen.“



„ICH BEHAUPTETE IMMER NOCH: ER SIMULIERT!“

Ich glaube, die jungen Leute haben sich ihre Gewissensentscheidung bestimmt nicht leichtgemacht. Ganz im Gegensatz zu der überwältigenden Mehrheit von 99 v.H. der wehrpflichtigen Deutschen, die fast alle nur deshalb zur Bundeswehr gehen, weil man es halt so tut und weil sie niemand auf die Problematik des Kriegsdienstes hingewiesen hat. Aber den Kriegsdienstverweigerern wird alle Mühe nur mit Undank vergolten. Sie werden als Drückeberger und Duckmäuser verschrien. Dabei sind es eigentlich die anderen, die zur Bundeswehr gehen, die sich zum größten Teil vor einer Entscheidung drücken.

Wie schwer es den Kriegsdienstverweigerern in der Bundesrepublik Deutschland gemacht wird, zeigt das jetzt im Rowohlt-Verlag erschienene Taschenbuch „Kriegsdienstverweigerung oder Gilt noch das Grundgesetz?“ (Herausgegeben von Heinz Liepman.)

## Vor einer düsteren Zukunft?

Heinz Liepman, Autor einiger international beachteter Romane und seit Jahren kulturpolitischer Mitarbeiter der „Welt“, hat in dreijähriger Arbeit diese Dokumentation zusammengestellt. Sie „spiegelt einen Wesenszug der bundesdeut-

und ist schon deshalb meistens befängenen. Kriegsdienstverweigerer erfahren aus dem Munde von Vorsitzenden Belehrungen wie: „Hitler ist zum Schutze der in der Tschechei grob mißhandelten Deutschen dort einmarschiert.“ Oder: „Bei der Frage des Polenfeldzuges darf von Hitler nicht als dem Alleinschuldigen gesprochen werden, auch die Polen haben provoziert.“

Ein Skandal ist es, wie Anträge von Kriegsdienstverweigerern auf Anerkennung immer wieder mit den gleichen dummen Begründungen abgelehnt werden, obwohl höchste deutsche Gerichte bereits festgestellt haben, daß diese Begründungen falsch sind. Ein von Heinz Liepman dokumentiertes Beispiel sei hier zitiert:

„Aus dem Bescheid des Prüfungsausschusses Hildesheim vom 25. Februar 1960 im Fall F. H.: ‚Wenn, wie hier, das 5. Gebot als eines der wesentlichen Argumente gegen die Beteiligung an einer Waffenanwendung angeführt wird, so muß die Feststellung, daß die Behauptung des Antragstellers, eine Tötung sei auch in persönlicher Notwehr unzulässig, nicht Ausdruck einer Gewissensentscheidung sein... und zwar dahingehend, daß... eine

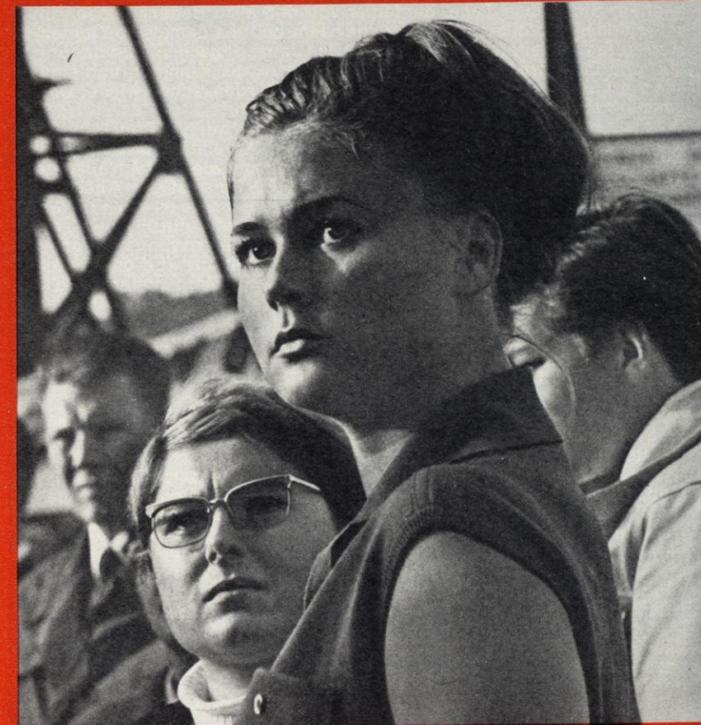
An die Dokumentation fügen sich in dem Buch Kommentare von Juristen an, das entlarvende Protokoll eines Gesprächs im Verteidigungsministerium, ein Aufsatz von Günther Amendt, ein Gespräch in der Darmstädter Evangelischen Studentengemeinde, ein Gespräch mit Präses Beckmann, ein Auszug aus einem katholisch-theologischen Lexikon und ähnliche Quellen.

## Rettet unser Grundgesetz!

Heinz Liepman beweist, daß der fortschrittliche Artikel 4 des Grundgesetzes unterminiert und sabotiert wird. Auf Grund dieser Dokumentation müßte ein Sturm der Entrüstung durch Deutschland gehen. Aber bis jetzt ist nicht einmal ein Säuselwind zu spüren.

Heinz Liepman stellt zum Abschluß den Antrag, daß „die Prüfungsausschüsse mit neutralen, unvoreingenommenen Richtern zu besetzen und die Beisitzer nach Erfahrung und Eignung zu bestellen“ sind. Ich stelle mich voll und ganz hinter diesen Antrag. Dabei denke ich auch an die jungen Leute, mit denen ich mich über ihre Einstellung zum Kriegsdienst unterhalten habe. Es wäre schön, wenn sie sich nicht mehr als Märtyrer empfinden müßten, sondern fair behandelt würden.

Wir veröffentlichen nachstehend einen Teil der Rede, die Günter Stephan am 3. September vor tausenden jungen Gewerkschaftern in Aachen hielt.



Die Hauptvoraussetzung für den Frieden ist das Wissen der Menschen um die Vermeidbarkeit jedes Krieges. Und wer das bis heute unverständlicherweise noch nicht erfaßt hat, dem müssen doch angesichts der Toten der letzten Kriege und des jetzigen schrecklichen Geschehens in Vietnam, aber auch mit dem Wissen um die Wirksamkeit der neuen Waffen die Augen geöffnet werden. Es gibt auf dieser Welt keine sogenannten Werte oder Ideale, die die Führung eines Krieges rechtfertigen können.

Vielleicht ist es eine große Hoffnung für die Menschheit – so grausam diese Erkenntnis auch sein mag –, daß die Chance für ihr Fortbestehen im sogenannten Gleichgewicht der Atommächte liegt. Jeder sollte wissen, daß er keinen Krieg mehr gewinnen kann. Diese Zeit ist endgültig vorüber. Es ist sehr fraglich, ob es überhaupt noch ein Überleben geben wird, wenn die Atommächte aufeinanderprallen würden. Die beiden großen Atommächte besitzen genügend Sprengkraft, um jede für sich allein unseren Planeten unbewohnbar zu machen.

Wer einen Menschen um die Erde schießen kann, wer zu einer genau bestimmten Zeit, in einer genau berechneten Zeit den Mond trifft, der kann mit seinen Raketen auch New York, Moskau, Frankfurt oder Dresden treffen.

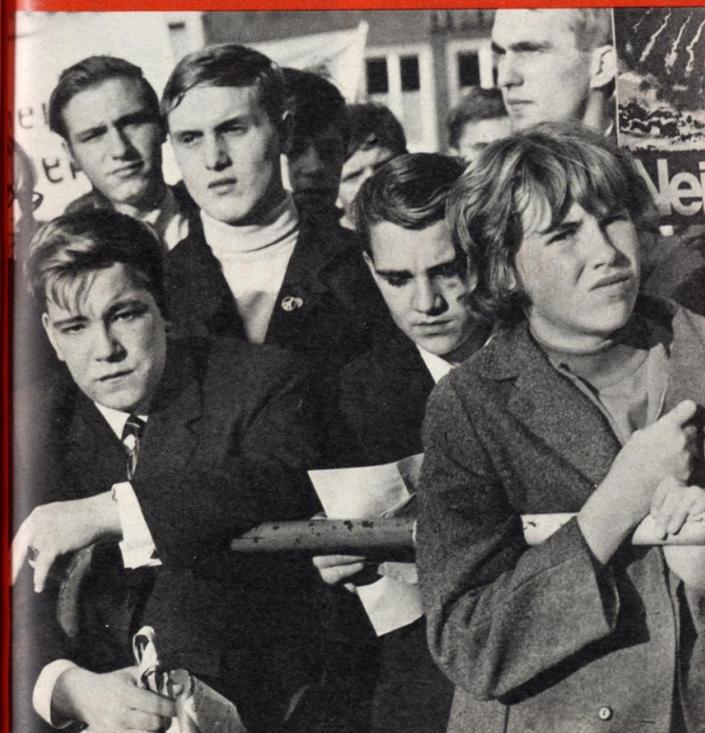
Aber schon allein das Wettrüsten ist für jede Nation der Erde zu einer tödlichen Gefahr geworden. Jeder, der sich auf dem Gebiet der modernen Waffen auskennt, ist sich doch der Tatsache bewußt, daß jede dieser Waffen – sei sie nun nuklear oder chemisch, biologisch oder radiokativ – die ganze Menschheit ausrotten kann. Man sollte aber auch bedenken, daß mit jedem Jahr die Beförderungsmittel – die Flugzeuge, Raketen und U-Boote – immer mehr perfektioniert werden und ihr Einsatz immer rascher folgen kann. Menschliches Versagen oder eine falsche Berechnung bei der politischen und militärischen Führung eines Staates – also ein Zufall – könnte eine Katastrophe auslösen, die jenseits unseres Begriffsvermögens liegt. Darin allein liegt die Warnung, die besagt, daß heute eine weltweite kontrollierte Abrüstung für jede Nation von allerhöchstem und überragendem Interesse ist. Hier helfen keine halben Maßnahmen mehr.

Ein bekannter Publizist hat einmal treffend erklärt: „Gegen ein großes Übel bietet ein kleines Heilmittel nicht etwa eine kleine Abhilfe; es führt zu überhaupt keinem Ergebnis.“ Nun gibt es da sogenannte ernste Einwände gegen die totale Abrüstung. Es wird behauptet – und das ist eines der üblichen Argumente –, daß sie wirtschaftliche Umwälzungen nach sich ziehen müsse und viele

Millionen Menschen arbeitslos machen würde. Soweit ein solcher Tatbestand überhaupt bei der hier zu behandelnden Frage ins Gewicht fallen würde, ist auch er leicht zu widerlegen. Die Wirtschaftswissenschaftler sind sich darüber einig, daß die Verbreitung dieser These nur der Vorstellung eines Schreckgespenstes diene. Gerade bei uns in Deutschland haben die Jahre nach 1945 bewiesen, daß eine Nation – von den Lasten der Rüstung befreit – nicht in Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Stagnation verfällt. Ganz im Gegenteil! Es wurden große Reserven an Kapital, an schöpferischer Geisteskraft und an organisatorischen Fähigkeiten frei. Das Nationalvermögen und der Lebensstandard, aber auch der soziale Fortschritt stiegen in solchen Perioden schneller denn je.

Nun jedoch zu den Wirkungen der sogenannten modernen Massenvernichtungsmittel. Der amerikanische Nobelpreisträger Professor Linus Pauling meint, daß von den 800 Millionen allein im Ost-West-Raum lebenden Menschen rund 720 Millionen schon zwei Monate nach Kriegsbeginn durch Atombomben getötet sein werden. Weitere 60 Millionen würden schwer verletzt sein und unter furchtbaren Qualen sterben, während die restlichen 20 Millionen den Hungertod erleiden würden, da nach einem Großeinsatz mit Atomwaffen jede Vegetation verschwunden wäre.

Bei dem Einsatz einer einzigen nur eine Megatonne großen Bombe stürzen in einem Gebiet von 500 Quadratkilometern alle Ziegelbauten ein. Eine einzige Zehn-Megatonnen-Bombe bewirkt einen Feuerball, der ein Gebiet von 5000 Quadratkilometern umfaßt, ein Gebiet, das viermal größer ist als die Stadtstaaten Hamburg und Bremen zusammen. An der Durchschnittsdosis der radioaktiven Strahlung in diesem Gebiet stirbt mindestens jeder zweite Mensch innerhalb weniger Stunden. Wie lange die anderen mit ihren Strahlungsschäden noch leben können, bleibt der Phantasie eines jeden einzelnen überlassen. Es können selbst bei nicht direkt Betroffenen durch die Strahlungen noch Vererbungsschäden, sogenannte Mutationen, bis in die zehnte Generation hinein auftreten. Weit über die Hälfte der westdeutschen Bevölkerung lebt in neun industriellen Ballungsräumen. Neun Wasserstoffbomben würden das Ende aller Zivilisation in der Bundesrepublik bedeuten. Selbst die Überlebenden hätten keine Chance mehr, da Nahrungsmittel, Wasser und Luft verseucht und das ganze sonstige Versorgungssystem zerstört werden.



Darf man sich da eigentlich wundern, daß sich die Angst in vielen Millionen Herzen eingenistet hat, daß das schreckliche Gefühl, mit der Bombe tagtäglich leben zu müssen, wie ein Damoklesschwert über der ganzen Menschheit schwebt? Angesichts dieser ganzen Verhältnisse gibt es keine Rechtfertigung für einen Krieg im 20. Jahrhundert. So wie der einzelne dann, wenn er mit seinem Nachbarn Meinungsverschiedenheiten hat, diese auf friedlichem Wege durch Schlichtung oder vor einem Richter aus der Welt schafft, genauso müssen die Völker miteinander auskommen und alle Streitigkeiten, die entstehen, auf friedlichem Wege ausräumen. Es war der verstorbene Papst Johannes XXIII., der in seiner Friedenszyklika „Pacem in Terris“ feststellte:

„Deshalb fordern Gerechtigkeit, gesunde Vernunft und Sinn für die Menschenwürde dringend, daß der allgemeine Rüstungswettlauf aufhört, daß ferner die in verschiedenen Staaten bereits zur Verfügung stehenden Waffen auf beiden Seiten und gleichzeitig vermindert werden, daß Atomwaffen untersagt werden und daß endlich alle nach Vereinbarung zu einer entsprechenden Abrüstung mit wirksamer gegenseitiger Kontrolle gelangen.“

Wer möchte ihm bei diesen Forderungen und Feststellungen nicht beipflichten?

Leider ist jedoch die menschliche Geschichte auch eine Geschichte der Unmenschlichkeit, denn diese Geschichte ist eine einzige Folge von Kriegen, und damit ist eigentlich diese Geschichte mit dem Blut und den Tränen der jeweils in ihrer Epoche lebenden einzelnen Menschen und Völker geschrieben worden.

In den letzten 5560 Jahren hat es nur 292 Friedensjahre gegeben, und jeder vierte Mensch, der in den letzten fünfeinhalbtausend Jahren geboren wurde, ist infolge kriegerischer Ereignisse ums Leben gekommen. Dafür, was alle diese Kriege gekostet haben, könnte man bequem ein zehn Meter dickes und 160 Kilometer breites Band aus purem Gold rund um den Äquator legen.

Wir gedenken an diesem Tage besonders der beiden großen Kriege unseres Jahrhunderts. Fast in jeder Stadt, ja in jedem Dorf erinnert und mahnt heute in Deutschland, aber auch in anderen Ländern ein Denkmal an die Opfer. Jeder dieser Kriege war schrecklicher, größer und entsetzlicher als je ein Krieg in der Menschheitsgeschichte zuvor. Man sollte in diesen Tagen noch einmal besonders an die Spätsommer vor 52 und 27 Jahren denken, als diese fürchterlichen Ereignisse be-



# Die Aristokraten der Landstraße

Das „schwarze Verbandsbuch“ der Buchdrucker als magisches Zeichen

gannen. Sind diese Tage, die leider von den allzu Bedenkenlosen in verschiedenen Völkern und hier vor allem bei uns damals von lauten Hurrarufen begleitet wurden, sind alle die Jahre danach, die Entsagungen und Entbehrungen, sind all' der Schmerz, der Kummer, und sind alle die Tränen, die in dieser Zeit vergossen wurden, schon wieder vergessen? Das darf, ja, das kann einfach nicht sein!

Wer will es uns als Gewerkschaftern verdenken, wenn wir auch heute wieder darauf hinweisen, daß es immer die Arbeitnehmer sind und waren, die die Zeche solcher Kriege – ganz gleich, wie sie auch ausgingen oder ausgingen – zu bezahlen haben. Für uns ist der Frieden Lebensnotwendigkeit. Wir wissen genau, daß immer nur Friedenszeiten Fortschritte bringen können. Krieg ist und bleibt Wahnsinn, ganz gleich, aus welchen Motiven er begonnen und geführt wird oder ob er imperialistisch oder vaterländisch verbrämt ist. „Mord bleibt Mord“, sagte einmal ein Schriftsteller, „ganz gleich, welche Fahne auch immer darüber weht.“

Hoffen wir, daß alle Menschen das erkennen, daß sie ihre ganze Kraft dafür einsetzen, die Welt von Tag zu Tag im friedlichen, edlen und schönen Wettstreit lebenswerter und schöner zu machen. Jedermann auf dieser Erde könnte dann freier, glücklicher und sinnvoller leben. Hoffen wir aber auch, daß durch das Zusammenwachsen der Völker im europäischen Bereich, das gegenseitige bessere Kennenlernen und Verstehen, dafür bereits gute Voraussetzungen geschaffen werden. Wenn wir aus diesem Grunde für die Vereinigten Staaten von Europa sind, glaube ich, haben wir als Gewerkschaftsbewegung einen weiteren Schritt in dieser Richtung getan. Wer sich gut kennt, ja, wer befreundet ist und vielleicht in hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft in einem Staatswesen zusammen lebt, der schießt nicht aufeinander. Wer die Mentalität und die Eigenarten eines anderen Volkes persönlich erkannt hat und achtet, der schätzt sie auch und weiß, daß auch seine Nachbarn Menschen aus Fleisch und Blut sind, die genauso lieben, trauern oder glücklich sein können wie du und ich.

Dieses Wissen war leider in der Vergangenheit – und man vergißt das allzu schnell – bei den einzelnen Völkern nicht vorhanden. Da wurde der Mensch aus dem anderen Lande durch eine gut gelenkte und diabolisch gesteuerte Propaganda jeweils als der Teufel in Menschengestalt porträtiert und seine Vernichtung als eine gute Tat angepriesen. Unsere Vorfahren in der Arbeiterbewegung wußten schon sehr genau, warum sie jedem Nationalismus abhold waren und in allen den vergangenen Jahrzehnten einer Völkerverständigung und einer engen internationalen Zusammenarbeit das Wort geredet haben. Es waren die Besten, die dafür in den Gefängnissen, Zuchthäusern und KZ-Lagern endeten, die dafür verfolgt, gefoltert und ausgebürgert wurden. Sie waren der Zeit, in der sie lebten, meistens jeweils um einige Erkenntnisse und Schritte voraus. Möge ihr Opfer vor allem die Jugend anspornen, ihre ganze Kraft dafür einzusetzen, daß Worte wie Verständigung oder Toleranz und Koexistenz nicht nur leere Phrasen sind, sondern im täglichen Leben der Völker auch praktiziert werden.

Ich weiß Gott sei Dank sehr genau, daß der überwiegende Teil der heutigen Jugend, der Generation also, die morgen und übermorgen das Steuer und somit aber auch das Geschick der Völker in der Hand hat, bereit ist, alles in ihrer Kraft Stehende zu tun, um Wahnsinnshandlungen wie 1914 und 1939 zu verhindern. Das ist eine große, zuversichtlich stimmende Hoffnung.

Für jetzt, für heute ist diese Gefahr jedoch noch keineswegs gebannt. Noch stehen sich die Giganten gegenüber, bis an die Zähne bewaffnet und ausgerüstet, dazu bereit, ihr militärisches Potential im entsprechenden Moment einzusetzen.

Solange es noch menschliche Wesen gibt, die den Frieden als vorübergehende Abwesenheit des Kriegszustandes betrachten, bestehen noch große Gefahren. Frieden, wirklich dauerhafter Frieden ist erst dann, wenn es uns gelungen ist, eine neue, eine bessere Ordnung zu schaffen. Unsere Aufgabe darf es darum nicht nur sein, den Kampf gegen den Krieg, die Kriegsgefahr und die Kriegesinnung zu führen; wir müssen gleichzeitig einen bewußten Kampf für den Frieden und die soziale Gerechtigkeit führen. Worte allein genügen hier nicht, nur Taten werden zählen und darüber entscheiden, ob wir noch einmal – und dann im Zeitalter der Atombombe wohl zum letzten Male – hinaus auf die Schlachtfelder ziehen, um im Interesse einiger weniger Großverdiener und machthungriger Staatsmänner unser Blut zu vergießen.

Laßt uns darum aus der Vergangenheit lernen, laßt uns mit Taten beginnen, und laßt uns nicht bange werden vor den Mühen und Widerständen, die sich uns entgegenstellen! Wir werden bei diesem unserem Einsatz auch mit Rückschlägen zu rechnen haben. Sie sollten uns nicht mutlos, sie sollten uns noch stärker machen. Vor allem jedoch müssen wir dem Krieg die Maske vom Gesicht reißen und zeigen, was wirklich dahintersteckt: Die Fratze der Barberei! Sagt es jedem Mann, sagt es jeder Frau und jedem Kinde in diesem Lande, in Europa und in der ganzen Welt:

**Den nächsten Krieg gewinnt kein General und kein Staatsmann, kein Volk und keine Weltanschauung, den nächsten Krieg gewinnt nur einer, der Tod, der grausame Tod für alle!**

**Die Industriegewerkschaft Druck und Papier begehrt in diesem Jahr als Nachfolgerin des Verbandes der Deutschen Buchdrucker dessen einhundertstes Gründungsjubiläum. Aus diesem Anlaß wird die Gewerkschaft den ersten Band einer dreibändigen Verbandsgeschichte veröffentlichen. Dem Manuskript von Gerhard Beier entnehmen wir den folgenden Beitrag.**

Die rasante Entwicklung unserer modernen Verkehrsmittel, der soziale Fortschritt und die durch beide bedingte Reisewelle der Bundesdeutschen haben eine der liebenswertesten Einrichtungen der Buchdrucker zum Erliegen gebracht: das Gehilfenwandern. Noch vor 1933 waren Tausende junger Buchdrucker auf den Landstraßen Deutschlands und des Auslandes unterwegs. Wenn heute am Umbruchtisch, an der Setzmaschine oder im Maschinensaal die Rede auf das Gehilfenwandern kommt, dann sind es Angehörige der Generation der über 50jährigen, die davon sprechen, die romantisch von der Zeit ihrer „Walze“ berichten, vom Kennenlernen von Land und Leuten, von hohen Viatikumssätzen (Reisegeld), von gelegentlichen Arbeitszeiten in den „Buden“ der besuchten Städte oder von den kleinen und großen Erlebnissen dieser Zeit, die sie nicht missen möchten.

Die jüngeren Buchdrucker hören sich solche Reden gleichgültig oder gar leicht überheblich lächelnd an. Sie halten das Gehilfenwandern für einen alten Zopf, wie sie all das als selbstverständlich nehmen, was frühere Generationen für sie erkämpften. Wer mit dem Auto, mit dem Flugzeug oder mit Fernschnellzügen reist, dem ist das Wandern fremd.

Ursache des Gehilfenwanderns der Buchdrucker war nicht nur der Wunsch nach Fortbildung oder das Fernweh junger Menschen, es war auch die Arbeitslosigkeit. In den ganz frühen Jahren war es oft auch die Flucht vor dem Soldatenrock. Die jungen Gehilfen wurden zum Wandern gedrängt, um in den „schönen Zeiten“, im Frühjahr und Sommer, wenn meist wenig Arbeit war, den älteren Gesellen den Arbeitsplatz zu sichern. Für den zünftigen Gesellen bestand sogar Wanderzwang. Es war selbstverständlich, dem Wandergesellen ein Zehrgeld in den Druckereien zu geben, das Viatikum.

Dieses Viatikum machte die Buchdruckergehilfen zu den „Aristokraten der Landstraße“. Sie kamen selten in äußerste Bedrängnis, und „fechtende“, bettelnde Buchdrucker waren „selten wie eine Mißgeburt“. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war der Viatikumsanspruch in ganz Deutschland anerkannt. Die Buchdruckergewerkschaft baute das Unterstützungssystem dann derartig aus, daß die Buchdrucker Ende des Jahrhunderts wirklich wie „Aristokraten der Landstraße“ auftreten konnten. Von anderen Tippelbrüdern deshalb gespöttelt, mehr noch beneidet. Während einfache Wanderburschen sich in der Herberge auf Streu legen mußten, stand für die Buchdrucker ein Bett zur Verfügung. Das schwarze Verbandsbuch der Buchdrucker wirkte wie ein magisches Zeichen, das in den Herbergen separate Gemächer öffnete und bei den Landgendarmen ein freundliches Lächeln ins Gesicht zauberte.

Der Verband der Deutschen Buchdrucker (VdDB) führte 1875 die zentrale Regelung des Wanderwesens ein, weil er die soziale und arbeitsmarktregelnde Funktion des Wanderns erkannte. Er eilte damit anderen Berufsgruppen auch in diesem

Punkt um Jahre voraus. Das Minimum der Arbeitslosigkeit lag jeweils im März und es schwankte zwischen 0,6 v. H. und 2,8 v. H. Das Maximum lag jeweils im August und September und betrug zwischen 5 und 8,5 v. H. Daher war in diesen Monaten der Anteil der wandernden Gehilfen auch immer besonders groß. Der Zwang zum Wandern ließ nach, als die Gewerkschaften sich gezwungen sahen, eine zentrale Unterstützung für am Orte ansässige Arbeitslose zu zahlen, weil sie nur so dem Druck auf die Löhne wirksam entgegenwirken konnten. Das Wandern aus Not ging daher seit 1880 zurück. Aber auch die technische



**Der junge Schriftsetzer Paul Löbe, in der Weimarer Republik Präsident des Parlaments, auf der Walze.**

Entwicklung des Straßenverkehrs hatte ihre Auswirkungen. Im Jahre 1890 reiste der erste Buchdrucker mit einem Veloziped durch Stuttgart. In der Weimarer Zeit kam sogar das Motorrad hinzu. Das Netz der Auszahlungsstellen der Wanderunterstützung ließ aber ein „Abkochen“ der Motorisierten nicht zu. Sie lagen so, daß jeweils 15 bis 20 Kilometer am Tag zurückgelegt werden mußten, so daß wöchentlich über 100 Kilometer erreicht wurden. Die Nazis verboten das Wandern. Sie kannten nur das Marschieren. Als die Gewerkschaften nach 1945 wieder neu gegründet wurden, bestand kein Grund mehr, die Wanderunterstützung wieder aufleben zu lassen. Die Zeit hatte die wandernden Buchdruckergehilfen überholt.

# Keinen Appetit auf Trauben

Philipp Wiebe

der, der mein kleines Unternehmen kennt, wird mir zustimmen, wenn ich heraus erkläre, daß damit keine Ähmtümer zu gewinnen sind. Ich pad-am Existenzminimum entlang, ohne halb zu klagen oder gar die Regierung Druck zu setzen; im Gegenteil: zur Erfüllung meiner Bekannten preise ich in Geschick, denn ich bin mein eigener ein Zustand, um den ich wohl beder werde, den aber niemand zu die-Bedingungen anstreben würde.

so ich bin Chef und einziger Ange-ter eines kleinen Übersetzungsbüros. es, was mein guter Vater mir vererbt ist eine ziemlich große Begabung für rachen; Englisch, Französisch, Spa- und Italienisch spreche und schrei-ich perfekt. Zugegeben, mit diesen igkeiten hätte ich alles mögliche wer- können, zum Beispiel Reiseleiter er Auslandskorrespondent, Reporter er auch Regierungsdolmetscher, doch diese Jobs sind deshalb nicht er-ebenswert, weil sie mich Vorgesetzten liefern würden.

habe ich nicht das Geld, eines jener der, deren Sprachen ich beherrsche, besuchen. Das ist schade, aber nicht ändern. Dafür profitiere ich von den sen meiner Mitmenschen. Gewisser-ßen bin ich ein Helfer für Völkerver-ndigung.

ben einigen kleinen Kaufleuten, zwei chtsanwälten und der städtischen sländermeldestelle besteht meine ndschaft aus Urlaubsreisenden, die en neugewonnenen, fremdländischen unden schreiben wollen, es aber nicht enen, weil sie nicht die fremde und e Freunde nicht die deutsche Sprache ernt haben. Diese oft recht komischen elwechsel, zuerst mit Eifer betrieben, lafen allerdings schnell wieder ein. r charmante französische Student er der junge urwüchsige Fischer in anien antwortet plötzlich nicht mehr.

ist sind es Mädchen, die meine Hilfe Anspruch nehmen, Mädchen aus allen ellschaftsschichten. So kam neulich, d davon wollte ich berichten, wieder l ein solches Mädchen in mein Büro, nannte seinen Namen - Sibylle -, den miliennamen will ich verschweigen, ller einer sehr achtbaren, sehr be-urten Familie gehört, und diese Sibylle einen Anblick, der meinen sonst so assenen Pulsschlag beschleunigte. sächlich war sie das schönste Mäd- en, das ich je gesehen habe, und ich r froh, nicht verheiratet, also frei zu n, wengleich ich aus Erfahrung weiß, B solche Trauben immer zu hoch für ch hängen. Ein solches Mädchen umt sicher nicht davon, mit einem imum zu existieren.

tte, Herr Nasgowitz", sagte Sibylle, ersetzen Sie diesen Brief für mich." nahm den Brief, stellte fest, daß er enisch geschrieben war und daß der rasser Marcello hieß, und sagte: ut. Morgen früh können Sie die Über- zung abholen."

ein", sagte Sibylle, „nein, übersetzen e sofort, mündlich. Ich zahle, was im- r Sie verlangen.“ so sagte sie so dramatisch, als sei sie eit, ihr Hab und Gut zu opfern. chön", sagte ich. „Setzen Sie sich, el Zigarette?"

ließ sich in einem Sessel nieder, m eine Zigarette, die ich ihr anzün- te, sog den Rauch ein und stieß ihn einem Seufzer wieder aus. - Wie alt chte sie sein? Neunzehn, höchstens anzig. Den Jahren nach hätte sie ine Tochter sein können, aber diese

Berechnung ist schließlich noch nie für einen Mann der Grund gewesen, sich keine Hoffnungen mehr zu machen.

Der Brief lag jetzt auf meinem Schreibtisch. Vor dem Datum stand „Molfetta“, das ist eine Stadt in Süditalien, genauer: in Apulien.

„Also“, sagte ich und wollte zu lesen beginnen, doch Sibylle unterbrach mich. „Bitte“, sagte sie, „was auch immer da drin stehen mag, Sie dürfen es keinem erzählen. Versprechen Sie mir das?“

„Das ist selbstverständlich“, sagte ich. Und nun las ich den Brief vor, wobei ich die zahlreichen grammatikalischen Fehler sogleich verbesserte.

„Geliebte Sibylla! - Seit drei Wochen gehe ich täglich in der Hoffnung zur Post, einen Brief von Dir zu bekommen. Aber Du schreibst nicht! Warum nicht? Du

hattest mir doch versprochen, sofort zu schreiben. Warum hältst Du Dein Versprechen nicht? Hast Du denn vergessen, wie glücklich wir zusammen waren?“

Dann folgte eine sehr genaue Beschreibung jener Erlebnisse, die Marcello so glücklich gemacht hatten. Ich muß sagen, meine schöne Kundin war demnach nicht gerade spröde gewesen. Während ich diese beschwörenden Erinnerungen mit möglichst unbeteiligter Stimme vorlas, warf ich zwischendurch hin und wieder einen Blick auf Sibylle, die rot geworden war und die Augen geschlossen hielt.

Plötzlich schlug Marcello einen drohenden Ton an. Er schrieb: „Solltest Du weiterhin nichts von Dir hören lassen, werde ich in Dein Land kommen. Für



einen so guten Automechaniker wie mich wird es in Deiner Stadt schon Arbeit geben. Dann werde ich zu Deinen Eltern gehen und sie um Deine Hand bitten. Glaube nicht, daß ich scherze, es ist mein tiefer Ernst! Denn ohne Dich kann ich nicht leben! - Es küßt Dich Dein Marcello."

Eine Zeitlang schwiegen wir. Sibylle saß bewegungslos und starrte gegen die Zimmerdecke. Endlich sagte sie: „Schrecklich!“

„Warum schrecklich?“ fragte ich.

„Na, stellen Sie sich vor, was geschehen würde, wenn er zu meinen Eltern ginge!“ sagte Sibylle übertrieben heftig.

„Sie lieben ihn also nicht?“ fragte ich behutsam.

Sie sprang auf und rief: „Lieben! Er ist ein kleiner Mechaniker, hat nur drei Jahre die Volksschule besucht. Sie sollten mal seine Tischmanieren sehen!“

Schweigend betrachtete ich sie. In ihrer Erregung wirkte sie noch schöner. Jetzt ging sie zum Fenster und blickte auf die Straße, dabei sagte sie: „Sie wissen doch sicher, wer mein Vater ist.“

„Ja“, sagte ich.

„Na also“, sagte sie, als sei damit alles erklärt. Wieder schwiegen wir, bis sie sich umdrehte und sagte: „Ich habe gerade mein Studium begonnen. Ach, hätte ich gewußt, wie lästig dieser Kerl werden würde...!“

„In Molfetta“, sagte ich, „war er Ihnen nicht lästig. Oder hat er die gemeinsamen Erlebnisse erfunden?“

„In Molfetta!“ rief sie. „Nie wieder fahre ich in den Ferien nach Molfetta! Dort nagen die Männer an Illusionen wie Hunde an alten Knochen. Einen Flirt betrachten sie als Bindung fürs Leben.“ Sie lachte kurz auf, kam auf mich zu und blieb vor meinem Schreibtisch stehen. „Dieser Marcello“, fuhr sie fort, „würde sich umgucken, wenn er mit mir verheiratet wäre. Wir sind jeder aus einer anderen Welt.“

„Das stimmt“, murmelte ich. Ich kannte die Welt Marcellos, ich begriff ihn gut, und er besaß mein Mitgefühl. Da hatte sich so eine hübsche blonde Ausländerin dazu herabgelassen, mit ihm, der bestimmt ein gutaussehender Bursche war, eine kleine Liebschaft anzufangen, nur so aus Zeitvertreib, nur so zur Belustigung, und er, mit den Gepflogenheiten moderner, nördlicher Mädchen nicht vertraut, er hatte darin die große, endgültige Liebe erblickt. Ein Mißverständnis, nichts weiter, aber die Art, in der Sibylle jetzt über Marcello sprach, der Hochmut und die Verachtung, die sie schamlos zeigte, verärgerten mich, und auf die Trauben, von denen ich zuerst meinte, sie hingen zu hoch, hatte ich keinen Appetit mehr.

„Was soll ich ihm denn jetzt schreiben?“ fragte sie.

Ich zuckte mit den Schultern.

„Der bringt es fertig und kommt wirklich, wenn ich nicht antworte“, sagte sie.

Da auch ich dieser Ansicht war, nickte ich.

Nach einer Pause, in der sie sichtbar nachdachte, sagte sie: „Bitte, schreiben Sie ihm, ich sei schon verlobt und wolle bald heiraten!“

„Gut“, sagte ich. „Morgen können Sie das Antwortschreiben abholen.“

Nachdem die schöne Sibylle mich verlassen hatte, schrieb ich den Brief. Da ich sicher sein konnte, daß sie ihn nicht verstehen würde, schmuggelte ich in den Text zwei Sätze, die Sibylle wahrscheinlich nicht gebilligt hätte, ich schrieb: „Seien Sie froh, daß Sie dieses Mädchen nicht bekommen! Das versichert Ihnen der Übersetzer dieser Zeilen...“



**K**urzarbeit, Entlassungen, Zechenstilllegungen: das sind die Schatten, die auch über dem 8. Gewerkschaftsjugendtag der IG Bergbau und Energie in Hamm lagen.

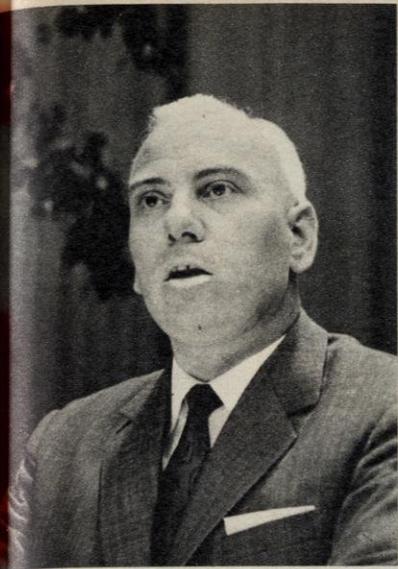
Nichts wäre daher verständlicher gewesen, als daß sich die 75 Delegierten intensiv und allein mit wirtschaftspolitischen, insbesondere energiepolitischen Fragen auseinandergesetzt hätten. Schließlich arbeiten die meisten von ihnen im Steinkohlen- oder Eisenbergbau, über denen seit Jahren eine ungewisse Zukunft liegt. Aber der Jugendtag diskutierte nicht nur jene Probleme, die der Bergbaujugend im Berufsleben unmittelbar auf den Nägeln brennen. Im Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellte er vor allem jene Fragen, die außerhalb des wirtschaftlichen Bereiches für unser ganzes Volk aktuell sind. Angefangen von der Misere des deutschen Bildungswesens, über Probleme der Bundeswehr und des Notstandes, dem Übel des Rechtsradikalismus bis zur Sorge um die Wiedervereinigung Deutschlands.

Das Motto des 8. Gewerkschaftsjugendtages „Jugend von heute – Gesellschaft von morgen“ verstand man in Hamm in seiner ganzen Bedeutung. Trotz der erheblichen beruflichen Sorgen hatten sich die Delegierten den Blick freigehalten, für die Probleme außerhalb ihres Wirtschaftszweiges. So wurde der Jugendtag zum eindeutigen Bekenntnis der Bergbaujugend: „Mitarbeit im demokratischen Rechtsstaat, in der IG Bergbau und Energie und im Deutschen Gewerkschaftsbund.“

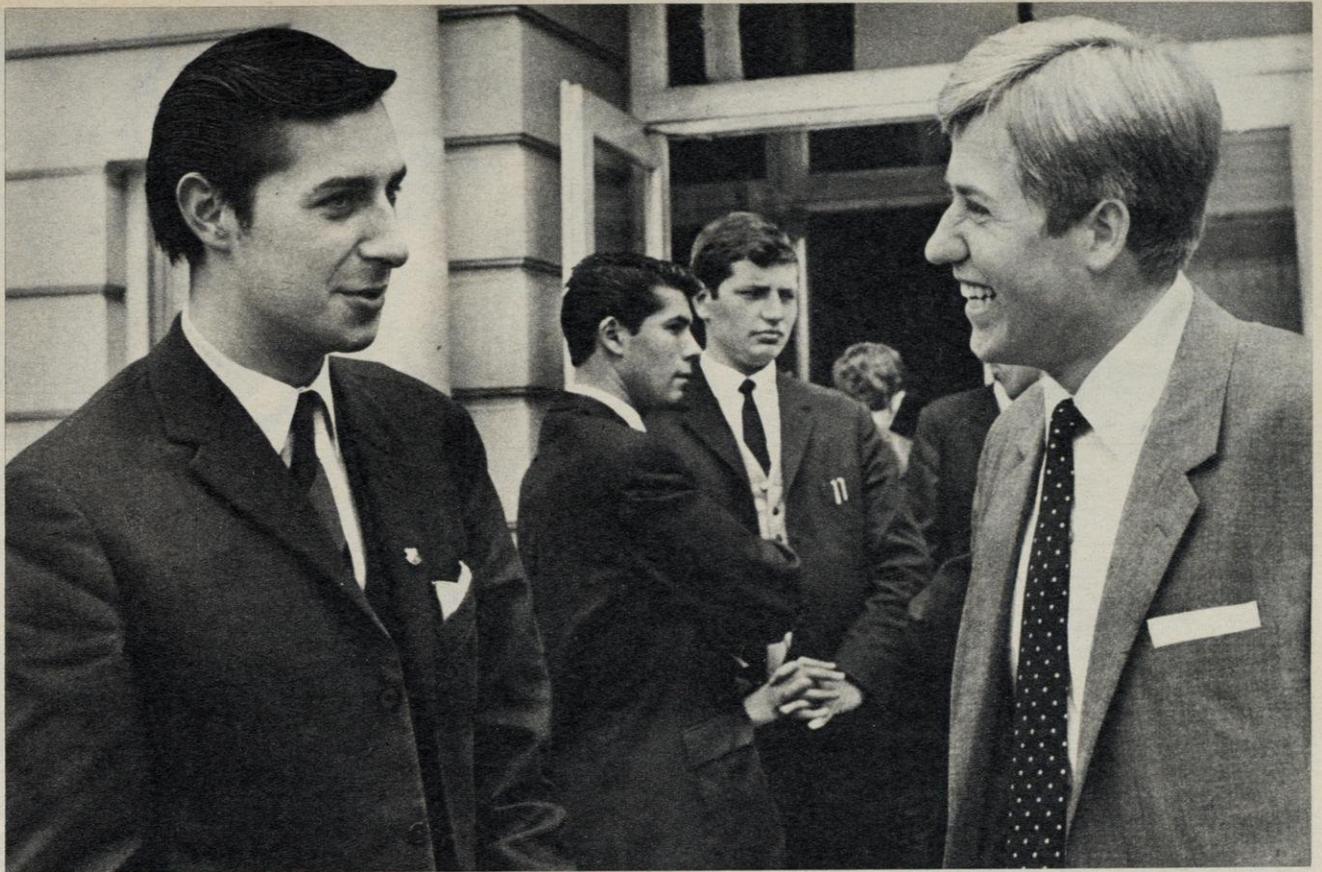
Und bei allen Diskussionen, die der Jugendtag hauptsächlich in vier Arbeitsgemeinschaften durchführte, war eines deutlich spürbar: das Bemühen um Sachverstand und Toleranz. Nicht von ungefähr kam es in allen vier Arbeitsgruppen zu Debatten über bildungspolitische Fragen. Dabei wurde aber nicht



nur gefordert, die Bildungsmöglichkeiten für Arbeitnehmer in der Bundesrepublik Deutschland institutionell und finanziell auszubauen. Gleichmaßen betonte alle Sprecher, daß die demokratische staatsbürgerliche Erziehung im deutschen Schulwesen systematisch gestärkt und ausgeweitet werden müsse. Die Forderung beinhaltete schon eine deutliche Front gegen alle links- und rechtsradikalen Kräfte. Besonders die NPD erteilten die Delegierten eine Abschlusssatzung. In einer einstimmig angenommenen Entschließung heißt es u. a.: „Wir, die Vertreter der im Bergbau tätigen Jugendlichen, beobachten mit großer Besorgnis die Bestrebungen nationalistischer Kräfte in der Bundesrepublik, die Teilerfolge der NPD und die Entwicklung der rechtsradikalen Publikationsorgane. Wir fordern alle demokratischen Kräfte auf, alles zu tun, um zu verhindern, daß nationalistische Kräfte in der Bundesrepublik schon wieder salonfähig werden.“ Gleichzeitig waren sich die Delegierten jedoch im klaren, daß es bei der Abwehr des Rechtsradikalismus nicht in erster Linie darauf ankomme, nach dem Staatsverbot zu rufen. Ungeteilten Beifall spendeten sie Walter Arendt, dem Vorsitzenden der IG Bergbau und Energie, als er in seinem Referat „Jugend von heute – Gesellschaft von morgen“ feststellte: „Wenn kürzlich in Karlsruhe rechtsradikale Kräfte ihren Parteitag abhielten, kann kein demokratisch denkender Mensch abseits stehen und Däumchen drehen. Sich auf den Staat zu verlassen in der Hoffnung, daß er alles regeln und lenken wird, ist ein gefährlicher Trugschluß.“ Vielmehr gelte es zu beweisen, daß die demokratischen Parteien und Organisationen unseres Landes in der Lage sind, mit den Lebensfragen unseres Volkes fertig zu werden. Leider so wurde des öfteren von Delegierten mit Sorge festgestellt, zeige ein Blick auf viele politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit in dieser Beziehung kein ermutigendes Bild.“



In seinem Abschlußreferat auf dem 8. Jugendtag forderte der 1. Vorsitzende der IG Bergbau und Energie die Jugend auf, „sich für die Politik in allen ihren Erscheinungen zu interessieren und durch ihre Aktivität den politischen Ablauf zu beeinflussen“. Die Tatsache, daß nur 5 Prozent der Erwachsenen den politischen Parteien angehören, sei allerdings nicht gerade vorbildlich.

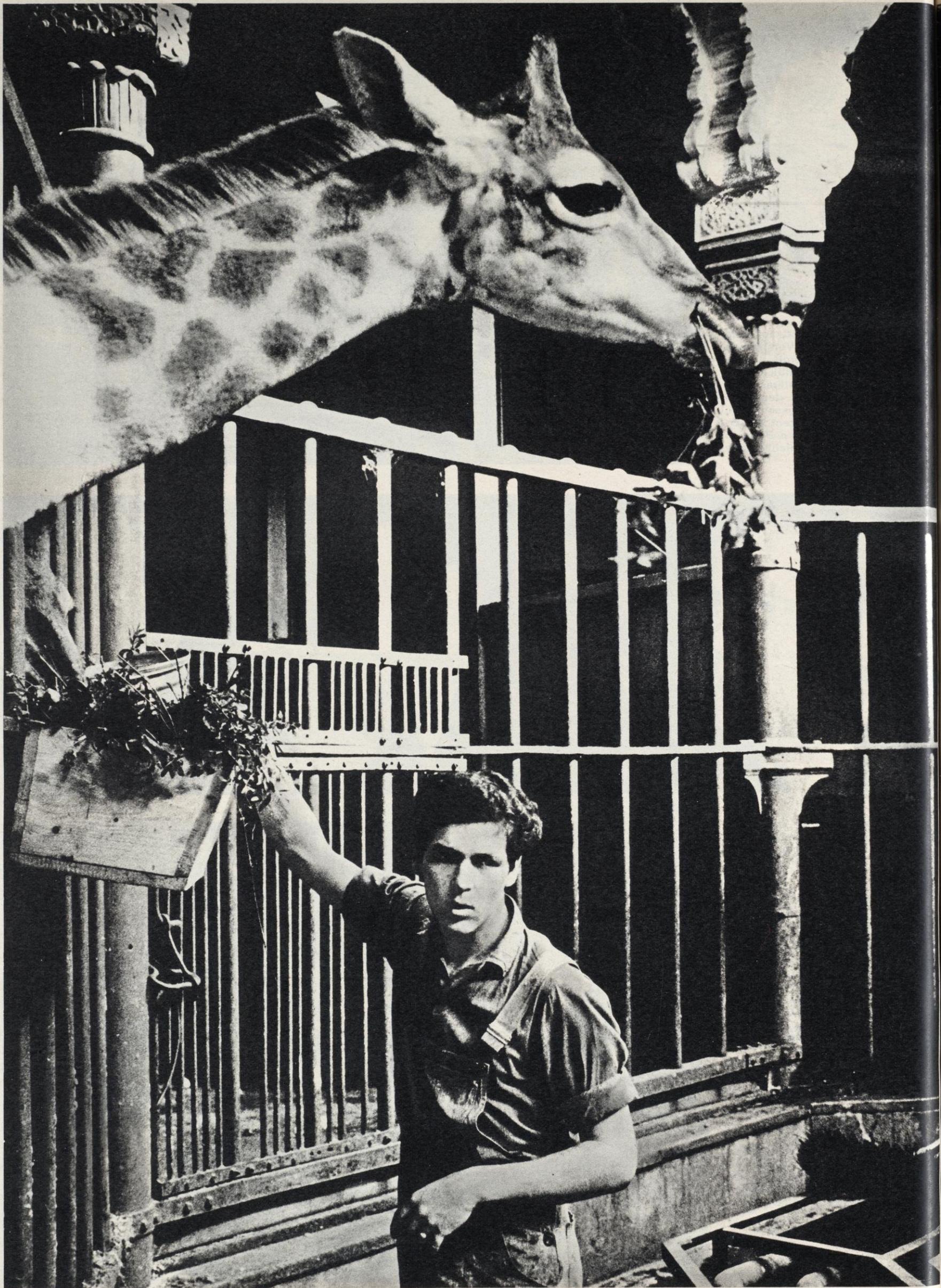


Eindeutig wehrten sich die Delegierten gegen die politischen Klischeevorstellungen von der heutigen Jugend. Die Kritik an den Verhaltensweisen der Jugendlichen sei nicht nur vielfach unberechtigt, sondern müsse sich in erster Linie an unser Gesellschaftssystem richten. Die Kritiker der Jugend von heute seien meistens ausgerechnet jene, die das Hast-du-was-bist-du-was-Denken, einen übersteigerten Egoismus und Pseudoindividualismus predigen. Die Bergbaujugend sei im Gegensatz dazu bereit, Verantwortung im Dienste der Gemeinschaft zu übernehmen. Und mit Stolz wurde darauf hingewiesen, daß über 83 Prozent der Jugendlichen im westdeutschen Bergbau Mitglied der IG Bergbau und Energie sind, von 3977 Jugendlichen, die Ostern 1966 eine Tätigkeit im Bergbau aufnahmen, 3891 oder 98 Prozent der IG Bergbau und Energie beitraten, bei den Jugendvertreterwahlen 1965 die Kandidaten der IG Bergbau und Energie 496 von 513 Mandaten errangen. Zahlen, die beweisen, daß die Bergbaujugend zur IG Bergbau und Energie steht und daß die Feststellung, man sei bereit, Verantwortung im Dienste der Gemeinschaft zu übernehmen, keine leere Phrase ist.

Willy Müller



Fotos: Udo Hoffmann

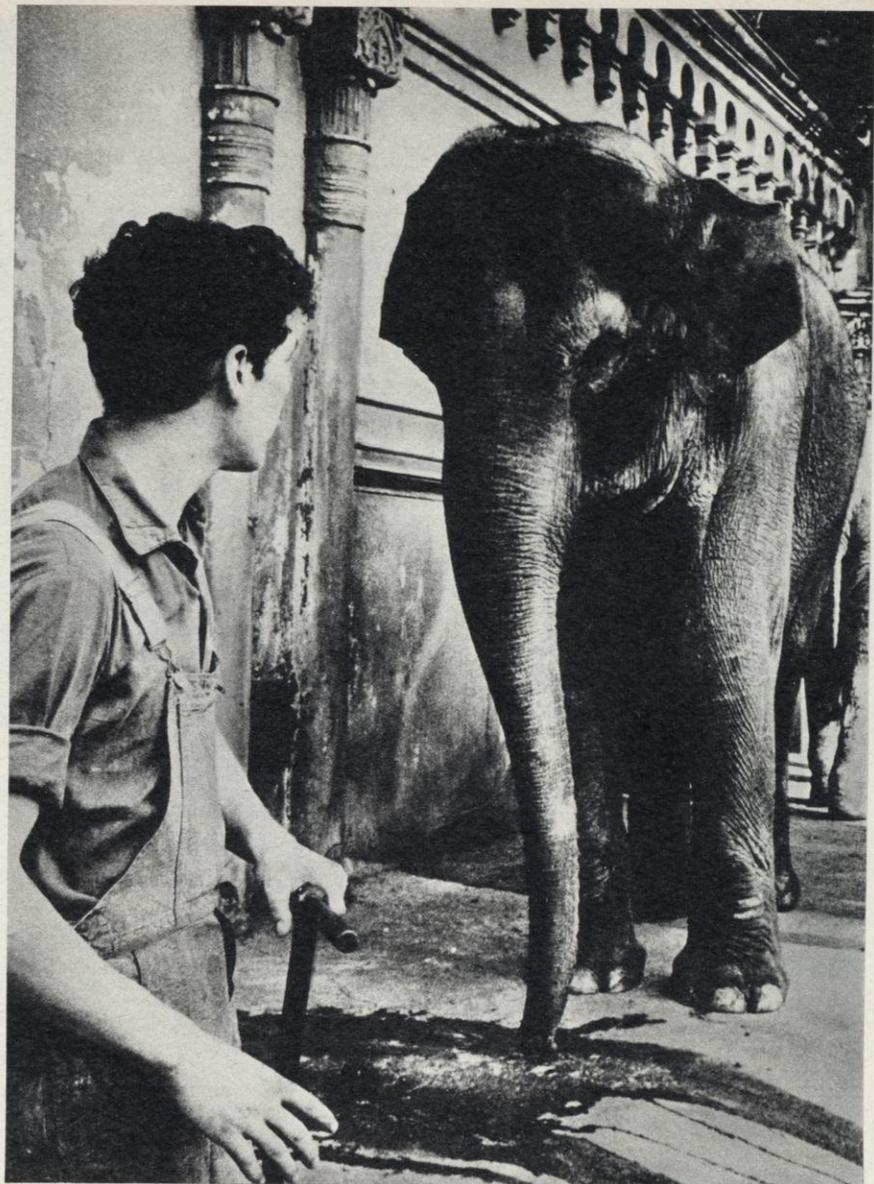
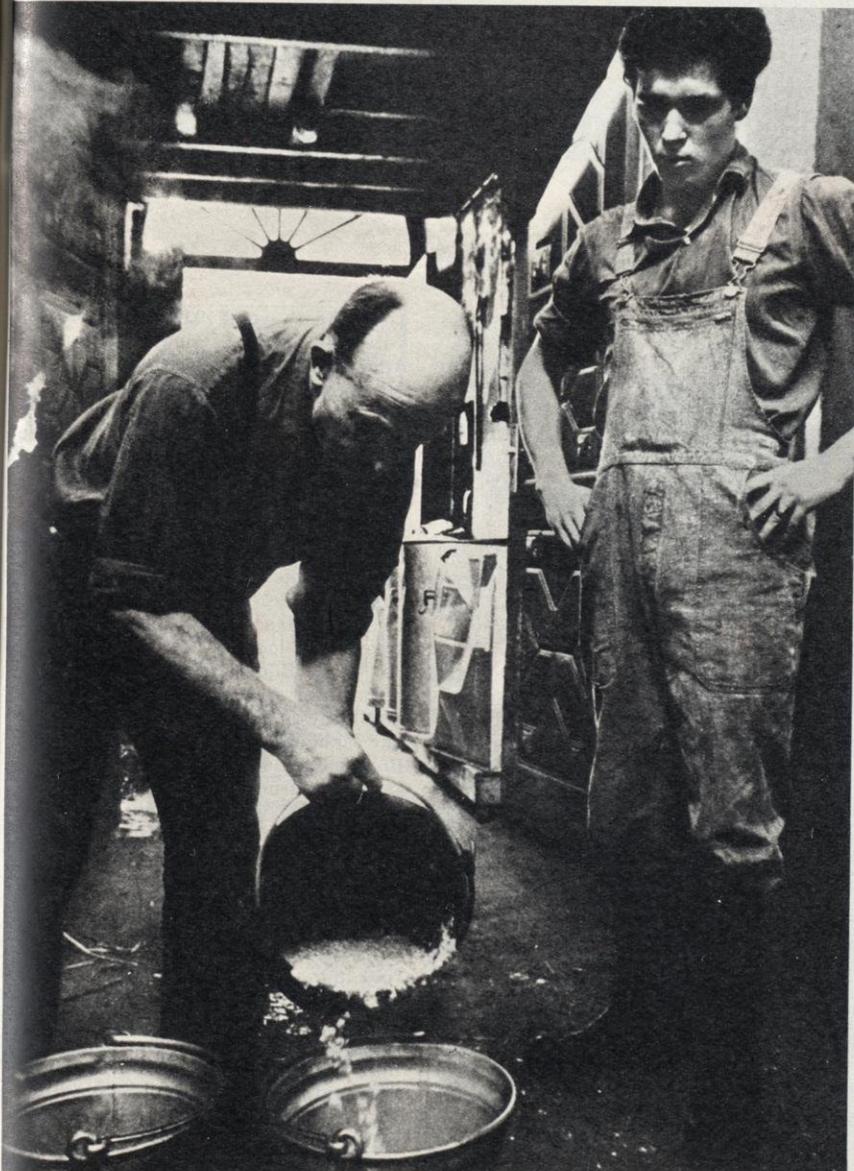




## Keine Angst vor großen Tieren

Unser Kollege Jürgen Hebestreit erhielt in der Gruppe der 16- bis 20jährigen der PHOTOKINA für seine Reportage über einen jungen Tierpfleger einen 1. Preis. Wir zeigen hier einige Bilder aus der Reportage.

Kleine und kleinste Beigaben zur Kost entscheiden über die Gesundheit der Tiere. Der Meister weiß Bescheid über die Mengen an Vitamin-Präparaten, Salzen und Spurenelementen.



Kein Beruf für zimmerliche Menschen. Hier wird oft harte körperliche Arbeit verlangt.



Mit 14 fing ich im Zoo an. Die Revier-tierpfleger und die Obertierpfleger nannten mich natürlich ganz einfach Heinz. Jetzt kann ich mich selber Tierpfleger nennen, aber mir macht es nichts, daß sie mich alle weiterhin nur Heinz nennen. In unserer Branche, wo es darauf ankommt, mit den Tieren auf einem freundschaftlichen du und du zu stehen, geht es natürlich auch nicht ohne konsequente Freundschaft zwischen uns Tierpflegern.

Nun bin ich schon 19. Mit 17, nach dreijähriger Lehre rundum durch alle Reviere des Zoo, machte ich meine Prüfung vor einem hohen Gremium aller westdeutschen Zoovertreter. Zwar darf ich mich noch nicht Revierpfleger nennen und den 10 v. H. höheren Lohn kassieren, aber auch das werde ich bald schaffen. Was ich verdiene? Nun, so zwischen 3,80 und 4 DM die Stunde. Gewiß, ich hatte große Lust zu diesem Beruf. Er macht mir immer noch viel Freude. Aber was man sich so darunter vorstellt, das ist meist sehr schief. Es ist kein leichter Beruf. Die Ausbilder verlangen, daß man ein Allerleikönner ist. Von Tischlerarbeiten, von Gärtnerei, von Klempnerei und so muß man schon etwas verstehen. Und vor allem, man muß bei jeder Arbeit peinlich genau sein. Hier werden keine Maschinen bedient. Hier geht es um das Wohlbefinden von Lebewesen.

Was ich besonders sagen möchte: Die Menschen im Zoo vor den Tieren zu schützen, das ist relativ einfach. Aber

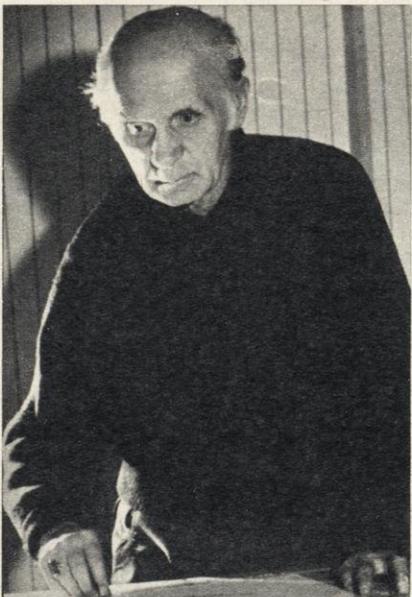
die Tiere vor den Menschen zu schützen, das ist oft schwer. Da gibt es welche, die geben den Tieren saure Drops, Kognakbohnen, Kaugummi, Taschenspiegel, Lippenstifte und sonstigen gefährlichen Blödsinn. Wenn ich das alles sagen soll, was von uns an Kenntnissen verlangt wird, dann könnte ich lange aufzählen: Wir müssen viel wissen über Eigenart und Lebensweise der Tiere, über ihren Transport, ihre oft hochkomplizierte Fütterung, über Anzeichen von Krankheiten, über Tierhygiene, Geburtshelferei, Umgang mit Jungtieren und eben all die handwerklichen Dinge im Zoo. Erst wenn man ein spezielles Revier bekommt, dann kann man das Schönste an unserem Beruf erleben: die wunderbare enge Freundschaft mit „seinen“ Tieren. Die ganz hohen Tiere des Zoo, ich meine die Herren Direktoren und so, verstehen zwar wissenschaftlich viel von Tierpsychologie. Wir aber erleben das alles ganz praktisch. – Was ich, sozusagen als höchste Stufe, einmal werden kann? Obertierpfleger. Das ist so eine Art Inspektor. Darüber gibt es nichts mehr für uns. Das ist dann nur noch etwas für Studierende der Zoologie. Aber ohne uns kommen die wohl auch nicht aus. – Aha, nach der Gewerkschaft fragt ihr auch? ÖTV. Aber Streik ist bei uns, natürlich, nicht drin! Was sollte dann aus unseren Freunden, den Tieren werden?

FJH



Spanische Kinder

Algerischer Knabe



## Hans Tombrock gestorben



In Stuttgart, wo er 1929 seine erste Ausstellung hatte, ist Hans Tombrock im Alter von 71 Jahren gestorben.

Wie sein Vater war er Bergarbeiter, war vier Jahre im ersten Weltkrieg, war arbeitslos, ging auf die Landstraße, entdeckte, daß er zeichnen konnte, wurde schließlich der Vagabundenmaler genannt. Aber er war mehr.

Das Nationalmuseum in Berlin, die Kunsthallen in Stuttgart, Mannheim und Hamburg, die Museen in Darmstadt und Münster, Dortmund, Ulm, Aachen, Chemnitz, Magdeburg und viele andere erwarben Bilder von ihm. Dann kam 1933 der große Bildersturm. Viele seiner Bilder wurden verbrannt. Er ging in die Emigration, war in der Schweiz, in Spanien und schließlich in Schweden, wo Bert Brecht ihm ein kritischer Freund war. 1946 kam er zurück nach Deutschland. Er wurde Leiter der Schule für angewandte und bildende Kunst in Dortmund. 1949 wurde er im Fach Malerei und Grafik an die Hochschule für Baukunst und bildende Künste in Weimar berufen. 1951 wurde er Dozent und Professor mit vollem Lehrauftrag. Aber dann kam er 1954 zurück in die Bundesrepublik.

Er sah aus, als hätte sich das Leid der vielen düsteren Jahre in sein Gesicht eingegraben. Einst hatte er gesagt: „Ich mußte weit und viel wandern, ungeheuer viel Leid in mir und an anderen erleben, ehe mir der Sinn dieses Lebens hier auf Erden klar wurde: Weil Leid da ist, dieses Leid verringern helfen.“ Er wollte mit sei-

Gestüßet unter das dänische Strohdach,  
 Kampf / Hier schick ich euch / wie  
 paar Worte, aufgeschoucht / durch  
 Sünd und Laubwerk. / Verwendet,  
 mit Vorsicht! Vergilbte Bücher,  
 meine Unterlage. Sehen wir  
 Will ich gern wieder in die Lehre gehn.

Freunde / Verfolge ich euren  
 hin und wieder schon, ein  
 blutige Gesichte über  
 was euch erreicht davon,  
 brüchige Berichte / Sind  
 uns wieder /

Suendborg 1939



Diskussion über die Niederlage im spanischen Bürgerkrieg bei Brecht in Lidingsö bei Stockholm, August 1939

**Bert Brecht im Exil**

**Fotos: Werner Schloske**

er Kunst dazu beitragen. Nicht umsonst  
 ären Vagabunden, Vertriebene, Kriegs-  
 offer, die arbeitenden Menschen sein  
 ujet.  
 ert Brecht hat Tombrock in der Parabel  
 Der aufdringliche Künstler" beschrie-  
 en: „In einem Volkshaus in den nördli-  
 en Provinzen entdeckte Me-ti ein schö-  
 es Bild, darstellend sieben arme Leute  
 rschiedenen Geschlechts und verschie-  
 enen Alters, die von einem der ihrigen  
 s einem Buch unterrichtet wurden. Da-  
 eben hatte der Künstler eine hölzerne  
 afel angebracht, auf der Kiens-Lehs Ge-  
 cht „Lob des Lernens“ aufgemalt war.  
 Woher habt ihr das?“ fragte er die Ar-  
 eiter. „Ach“, sagten sie lachend, „das  
 at uns einer dieser Künstler aufgedrun-  
 n. Alle diese Bilder hier“ – und sie wie-  
 en auf die anderen Bilder, die alle sehr  
 chlecht waren – „haben wir uns selber  
 sgewählt, weil sie uns gefielen. Aber  
 as, auf das du schaust, wurde uns von  
 em Maler aufgezwungen. Einen ganzen  
 ag redete er auf uns ein, dreimal las er  
 ns das Gedicht vor, jede Linie im Bild  
 olte er genau geplant haben, ständig lö-  
 erte er uns, ob wir nicht diese Schön-  
 eit sähen und jene Feinheit. Ein paar von  
 ns überzeugte er schließlich wirklich von  
 er Güte seines Bildes, einige davon, daß  
 jedenfalls ein Künstler war, und der  
 est von uns wollte ihn loswerden. So  
 aften wir sein Bild und die Tafel,  
 aptsächlich aus Mitleid mit ihm, um  
 n nicht ganz zu enttäuschen, auch um  
 n zu unterstützen, wir wissen, was



Hunger ist.“ – „Ich verstehe“, sagte Me-  
 ti, der Mensch muß ja eine dicke Haut ge-  
 habt haben! Aber warum habt ihr es denn  
 hängen lassen, als er glücklich weg war,  
 wenn es den meisten von euch nicht ge-  
 fällt?“ Sie schienen verlegen. „Ja“, sag-  
 ten sie, „das ist nun etwas merkwürdig  
 gegangen. Dieses Bild hat nämlich etwas  
 von dem aufdringlichen Charakter seines  
 Malers abbekommen. Es hängt da und  
 redet. Es ist nicht beleidigt, wenn man es  
 verächtlich ansieht, aber es würde laut  
 schreien, wenn man es entfernte. Man  
 könnte sagen: es kämpft. Es hat eine  
 Partei gebildet, die es gut findet. Und es  
 ist sogar ungeduldig und spricht gegen  
 die anderen Bilder hier; es will sie hin-  
 auskriegen.“  
 Me-ti lächelte vergnügt. „Ich glaube bei-  
 nahe“, sagte er, „ihr hattet, dieses Bild  
 kaufend, nicht so sehr mit dem Künstler,  
 als mit euch Mitleid und ward mehr groß-  
 zügig zu euch selber, als zu ihm.“  
 Hans Tombrock wollte mit seinen Bildern  
 einen Beitrag zur Veränderung der dü-  
 steren Verhältnisse in der Gesellschaft  
 leisten. Er war sein ganzes Leben Auto-  
 didakt und gab seine Bilder nur allzu-  
 schnell weg, weil er immer von der Hand  
 in den Mund lebte.  
 Den arbeitenden Menschen war er ein  
 treuer und liebenswerter Freund. Seine  
 Bilder hängen nicht nur in den großen  
 Galerien vieler Städte Europas, sondern  
 auch in Arbeiterwohnungen und Gewerk-  
 schaftshäusern.  
**H. D.**

Die gelungene Parodie ist die überzeugendste und meist schonungsloseste Form der Kritik, denn der Parodist schlägt sein Opfer mit dessen eigenen Waffen. Der Stil wendet sich gegen seinen Urheber. Voraussetzung ist eine Form des zu Parodierenden, die nicht mit dem Inhalt übereinstimmt, also entweder höhere oder niedrigere Ansprüche stellt als der Inhalt. Meist ist es die hochgespannte Form mit banalem Inhalt, die den Parodisten anlockt wie der Speck die Made. Die Anthologie von Parodien „Ad absurdum“ enthält ein langes erklärendes Vorwort, das allerdings dazu angeht, Verwirrung zu stiften. Elisabeth Pablè behauptet, der Parodist könne als Hassender sein Ziel nicht erreichen und erwartet einen „überhöhten Standpunkt“, da es „immer um die Sache, nie um die Person“ gehe. Das stimmt ganz und gar nicht. Es ist völlig gleichgültig, aus welchen Motiven jemand Parodien schreibt, ob aus purem Jux oder erzürnt über Scharlatane. Uns interessiert nur das Resultat! Außerdem ist Person und Sache nicht zu trennen, denn der Stil ist der Mensch. Peinlich wird der hassende Parodist nur dann, wenn persönliche Angriffe Argumente ersetzen. Dafür liefert das Buch gleich ein warnendes Beispiel: Friedrich Torbergs von blindem Haß inspirierte Parodie auf Brecht. Torberg macht Brecht den wohl dümmsten Vorwurf, der einem Schriftsteller gemacht werden kann, nämlich den, er wolle Tantiemen kassieren. Als wenn Staatsanwälte, Zahnärzte und Journalisten wie Torberg für Gotteslohn arbeiten würden. Doch zur Sache, denn es lohnt sich. Die Auswahl ist gut und repräsentativ für die zeitgenössische Literatur. Angefangen von Hans von Gumpenbergs noch immer unübertroffene Parodie auf Stefan George, über von Tradowskis sarkastische Reime über die Dekadenz Hofmannsthals, bis zur populären Parodie von Hans Reimann auf Karl May, in der zum Schluß alle Abenteuer als Filmaufnahmen entwertet werden und Winnetou als großer Befreier auftaucht: „In der einen Hand hatte er ein Stemmeisen, in der anderen eine hochehobene Klosettbürste und in der dritten eine todbringende Nudelrolle.“ Reimann hat nicht nur der Unterhaltung willen parodiert. Er traf Kitschiers mit Massenaufgaben wie Ewers und Bonsels, dem Hoflieferanten des deutschen Gemütes, tödlich. Höchst originell war Kurt Robitscheks Zeitungsparodie von 1929. Hier wird eine Agenturmeldung, nach der ein Radfahrer einen Hund anfährt, politisch ausgeschlachtet. Die kommunistische „Rote Fahne“ läßt einen proletarischen Radfahrer von einem Hund anfallen und fordert die Diktatur der Radfahrer. Der braune „Völkische Beobachter“ spricht vom aufrechten deutschen Radfahrer, der Opfer jüdischer Machenschaften geworden ist, und das „Acht-Uhr-Abendblatt“ veröffentlicht in Springer-Manier die Memoiren des schwer verletzten adeligen Dackels unter dem Titel „Als ich noch General Ludendorffs Hund war“. Robert Neumann fehlt mit seinen Opfern Hans Habe, Thomas Mann und 08/15-Kirst ebenso wenig wie die drei jüngeren Kollegen Buhl, Markowski und Eichholz, der sich eine misch-sentimentale Neger-Lyrik vorknöpft: „This pi-pa-po hangs me, meterlong to the mouth, raus.“ Beiträge aus Ostberlin stammen von Manfred Bieler, der sich den LPG-Edelbauern Strittmatter vorknöpft, und Rolf Schneider, der es auf Sartre abgesehen hat. Reizvoll sind auch die bei uns kaum bekannten Texte der Österreicher Friedrich Torberg, Hans Weigel und die Hamlet-

Parodien in einer amerikanischen und Josefstädter Version von Carl Merz und Helmut Qualtinger. Ausgewählte Dichterkarikaturen großer Zeichner wie Trier, Grosz, Heine geben dem sorgfältig hergestellten Buch die besondere Note.

Der Flüsterwitz im Dritten Reich war eine gefährliche Waffe des kleinen Mannes gegenüber den Machthabern. Mit jeder Pointe gelang es ihm, ein Stück vom marmornen Monument der Hakenkreuzler abzuschlagen. Lächerlichkeit tötet. Die großen und kleinen Diktatoren wußten das. Und da die Erfinder der Witze nicht zu entdecken waren, mußten die Erzähler für die Verbreitung büßen. Oft sogar mit dem Kopf. Daran sollte man denken bei der Lektüre der Sammlung, die vom Herausgeber thematisch geordnet und so ausführlich kommentiert wird, daß auch die Jüngeren, denen das Dritte Reich erspart blieb, den zeitgeschichtlichen Hintergrund, ohne den die meisten Witze unverständlich wären, erfassen können.

## Zeit der Ahnenpässe

Hans Joachim Lange, 1918 geboren, heute Fernsehregisseur im Westdeutschen Rundfunk, debütierte als Autor 1952 mit dem Roman „Die Mauer von Mallare“. Die literarische Kritik bescheinigte diesem Buch „vollkommene Aufrichtigkeit“ und bewertete es als „Abenteuer der Objektivität“, zwei Attribute, die auch auf die neue Veröffentlichung Langes „Die Bilder des alten Katz“ (Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1966, 278 S., Lw., DM 19,80) zutreffen. Die turbulenten zwanziger und dreißiger Jahre werden hier zu einem erlebten geschichtlichen Ereignis, das die Anteilnahme des Lesers unmittelbar in Anspruch nimmt. Erzählt wird die Geschichte eines (im Roman) namenlosen Mannes, der für wenige Tage in die Stadt seiner Kindheit,

Die Misere des Tausendjährigen Reiches erscheint hier in dialektischer Kürze zugespitzt. Von der Gleichschaltung Hindenburgs bis zur militärischen Katastrophe reicht die Auswahl: „Welches ist das kleinste KZ? Neudeck, dort sitzt nur ein Gefangener, Hindenburg.“ Und: „Ick jlobe am deutschen Sieg, solange ick noch forn Jroschen von der Westfront an die Ostfront fahren kann.“ Viele oppositionelle Witze sind Kabarettisten zugeschrieben worden. Doch weder Werner Finck, Karl Valentin noch Weiß Ferdl hätten sich je so viele Ausfälle erlauben können. Wie legendär diese Quellen sind, zeigt, daß Witze, die der Verfasser Ferdl und Valentin zuschreibt, anderweitig Finck zugeschrieben worden sind. Verblüffend ist immer wieder, wie die anonymen Witzmacher die politische Situation richtig einzuschätzen wußten, obwohl ihre Informationsquellen kümmerlich waren. Die Lebensführung der braunen Bonzen war ein ebenso beliebtes Angriffsziel wie die Person Hitlers. Als der Führer einen Teppich kauft,

fragt der Verkäufer: „Soll ich die Brücke einpacken, oder wollen Sie die Kleinteile gleich hier verzehren?“ Im Witz von Teppichbeißer Hitler ahnte man den pathologischen Fall, obwohl die wissenschaftliche Begründung erst Jahre nach Kriegsende möglich war. Selten blendete dagegen der Judenwitz. Das dunkle Gefühl von ungeheuren Geschehnissen, die Angst vor einer entsetzlichen Wahrheit kurzum eine Mentalität der Mitschuld bis heute eine moralische Unsicherheit zur Folge gehabt. Massenmorde lassen sich nicht mehr bewitzeln. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Verharmlosung durch den Witz beim Witz „Reichskristallnacht“, jener Nacht, in der 20000 jüdische Mitbürger gequält und verhaftet, ihre Geschäfte und Wohnungen demoliert oder zerstört wurden.

Horst Hartmann

„Ad absurdum“, 232 Seiten, Leine Residenz-Verlag, Salzburg, Hans-Jochen Gamm „Der Flüsterwitz im Dritten Reich“, List-Taschenbuch 300.

ins faschingsvernarrte saarländische Luisenthal zurückkehrt. Er will sich der ärztlichen Untersuchung stellen, die ihm Antwort auf die Frage geben soll, ob er mit dem Leben davonkommen wird. In seine Vergangenheit führen einige Gelegenheitsaufnahmen des damals stadtbekanntesten alten buckligen Katz: Vierhundertjahrfeier des Gymnasiums, Abitur. Zeit der Ahnenpässe, der kultischen Stefan-George-Verehrung und romantischen Rilke-Schwärmerei. Das Schlagwort „Wir müssen den neuen Menschen gestalten“ geistert durch den Schulunterricht, der von cleveren Karriere-machern bestimmt wird. Nachtmärsche unter dem angestrengten Motto „Gut ist, was hart macht“ versprechen heroisches Leben. Die frühe Ahnung, daß dieser ganze Rummel eine schlechtgespielte

Komödie ist, beeinflusst die Hoffnungen und Ängste jener Zeit. Deutlich ist, daß eigene Erlebnisse dem Autor den Handlungsablauf mitbestimmen. Das läßt u. a. neben der wohlthuend unkomplizierten Liebesgeschichte auch die gekonnte Beschreibung der Stavermuten, die allerdings eher auf Mainz, den Geburtsort Langes, zutrifft als auf Luisenthal. Langes Versuch, die Frage „Wie war es wirklich?“ zu beantworten, kann als gelungen bezeichnet werden. Der Roman gehört zu den wenigen überzeugenden Darstellungen der letzten Jahre, die Vergangenheit und Gegenwart unverfälscht gestalten.

Hugo Ernst Käufer

## In Sachen Mensch

Wolfgang Körner, Jahrgang 1937, ist Mitglied der in letzter Zeit in der literarischen Diskussion häufig genannten Dortmunder Gruppe 61, die sich für die künstlerische Auseinandersetzung mit der industriellen Arbeitswelt einsetzt. Von Körner las man schon Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien. Diese Veröffentlichungen zeigten deutlich, daß die verwaltete Welt zu den bevorzugten Themen Körners gehört.

Auch sein erster Roman „Versetzung“ (Recklinghausen: Paulus Verlag 1966, 171 S., Lw., DM 14,80) beschäftigt sich mit dem heutigen Verwaltungsrummel. Im Mittelpunkt des unsensationellen Geschehens steht der dreißigjährige Stadtsekretär Rolf Hagen, ein zorniger junger Mann, der am liebsten das Rathaus in die Luft sprengen möchte. Hagen be-

arbeitet im Sozialamt die Buchstaben U, V, W und so weiter, Menschenschicksale, die in der monatlichen Statistik in Striche umgesetzt werden. „Häuser können abbrennen, zerfallen, vermodern. Ihre Eigentümer können sterben, auswandern, im Krieg umkommen. Die Akten aber bleiben. Sie sind unvergänglich, unsterblich, absolut.“ Im Rathaus dieser mittelgroßen Stadt wird noch nach preußischem Vorbild streng regiert. Das muß der mitfühlende Hagen bald erfahren. Er wird in den Außendienst der Stadtkasse versetzt, in die Vollstreckungsabteilung, die von den Beamten des Hauses als Sammelstelle für die Abgeschossenen angesehen wird. Der Amtsleiter vermutet nämlich in Hagen den Informanten der Ortszeitung, die über einen sozialen Skandal, an dem Hagens Dienststelle nicht unbeteiligt ist, soeben berichtet hat.

Körners Kritik richtet sich gegen die Auswüchse der öffentlichen Verwaltung den monotonen Leerlauf, den Papierkrieg, das Aktendeutsch. Seine Sympathie gehört zweifellos den Menschen, die an den Segnungen des Wirtschaftswunders nicht teilnehmen konnten. Die solide Sachkenntnis der Vorgänge in der öffentlichen Verwaltung und die gediegene Beherrschung ihrer Sprache veröhnen mit einigen Gestaltungsschwächen; vor allem die Personen sind mitunter blaß gezeichnet. Der Roman sollte eine weite Verbreitung finden, denn in der jüngeren deutschen Literatur wird hier zum erstenmal hinter die Kulissen der bisher tabuierten öffentlichen Verwaltung geleuchtet.

Hugo Ernst Käufer

# ...alle Scheiben im Schrank?

Mein Schallplattenhändler stellt von Zeit zu Zeit einen großen Ständer mit LP's, EP's und Singles vor die Ladentür und bietet sie zum halben Preis an. Rund vier Fünftel davon können allerdings beim besten Willen niemanden zum Kaufen verlocken. Doch unter dem restlichen Fünftel findet man häufig etwas für den eigenen Geschmack. Freilich ist beim Einkauf Vorsicht geboten, denn gerade unter den interessanten Scheiben sind manche im Preis nur deshalb herabgesetzt, weil sie nicht mehr in einwandfreiem Zustand sind. Oft ist jedoch nur die äußere Hülle verschmutzt, oder die Platte lag einige Jahre in einer Ecke und soll nun schnell an den Mann gebracht werden. Und in solchen Fällen kann man bedenkenlos zugreifen – wenn die Musik auf der Scheibe gut ist. Was so bei einem einzigen flüchtigen Durchgang zu entdecken ist, möchte ich am Beispiel meines letzten Besuchs bei meinem Schallplattenhändler zeigen:

## Bebop

Da gab es die EP „Dizzy Gillespie“ der wenig bekannten britischen Firma **ARC** mit je zwei Quintett- und Bigband-Aufnahmen aus den vierziger Jahren. Die Quintettaufnahmen strahlen jene witzvolle Frische und jenen kompromißlosen Einfallsreichtum aus, der für die frühen Bebop-Aufnahmen so bezeichnend ist. Und wenn die Plattenhülle auch keine Einzelheiten verrät, das geschulte Ohr hört die Starbesetzung aus der Qualität der Soli heraus: Dizzys Trompete natürlich, dazu Charlie Parker am Alt, Al Haig am Klavier, Ray Brown am Baß und anscheinend Sid Catlett an den Drums. Und bei dem langsamen Blues „A Hand Full Of Gimme“ hört man die Stimme der damals noch jungen, aber schon hervorragenden Sarah Vaughan, umrankt von immer neuen melodischen Linien Dizzys und einem großartigen Solo Charlie Parkers. – Die Bigband-Aufnahmen sind allerdings schwächer. Dem musikalisch Geschulten bieten sie zwar eine interessante harmonische Struktur und recht gute, jedoch nicht überragende Soli Dizzys, doch die miserable Aufnahme- und Vervielfältigungstechnik der beiden Titel und die fehlende rhythmische Prägnanz der Band stören zu sehr. Immerhin: 3,80 DM für die beiden ausgezeichneten Quintettbeispiele des frühen Bebop sind nicht zu teuer.

## Hardbop

Von der **Savoy-Musidisc-EP 3003** „Art Blakey – The Jazz Messengers“, die ich zum gleichen Preis erstand, behauptet die Beschriftung auf der Hülle sogar, es sei die beste „Messengers“-Scheibe, die existiere. Das ist leider erheblich übertrieben, denn die eine Seite – „Casino“ –



Comet-Foto

bietet kaum mehr als soliden modernen Durchschnittsjazz, und nur auf der Rückseite – „The Biddie Griddies“ – leuchtet einiges von der Vitalität des Messenger-Hardbops auf, sind auch die Soli einfallsreicher und genießt man das originell gestaltete Thema. 3,80 DM mag die Scheibe also gerade wert sein.

## Die Mitchells...

Überraschend günstig kaufte ich jedoch (für 9,80 DM) die **MGM-LP** „Get those elephants out'a here“ (5007). Man muß wissen, daß die MGM-Platten von der Deutschen Grammophon Gesellschaft vervielfältigt und vertrieben werden und in Aufnahme und Wiedergabe auch höchsten Ansprüchen genügen. Dieses Lob gilt bei der „Elephants“-Scheibe auch für die Musik selbst. Die drei Mitchells – die beiden Bassisten-Brüder Red (= Rot) und Whitey (= Weiß) sowie ihr Namensvetter, der Trompeter „Blue“ (= Blau) – waren für diese Aufnahme-sitzung 1958 eigens in New York zusammengekommen. Sie suchten sich zwei weitere herausragende Bläser – den Posaunisten Frank Rehak und den Bariton-saxophonisten Pepper Adams – und verbanden sich mit dem André-Previn-Trio, in dem Red Baß spielt. Trotzdem macht diese LP keineswegs den Eindruck einer Jam-Session, in der die Improvisation

oft allzusehr überhandbehält. Nein, hier sind die Soli durchgefeilt, und das Zusammenspiel verrät in seiner Dynamik sorgfältige Einstudierung. Alle Spieler scheinen auf dieser Scheibe gleich hochstehend zu sein an musikalischem Ausdrucksvermögen; und was der Pianistenstar André Previn an Technik und Klarheit im Spiel zeigt, ersetzt Red Mitchell, der ihn mehrfach am Klavier ablöst, durch blueshafte Melodieführung. Für den Musiker gehören die Duos von Red und Whitey auf ihren „Elefanten“ (den Bässen) – auf einem Stereogerät sind sie besonders eindrucksvoll zu hören – zu den Gipfelpunkten dieser abwechslungsreichen LP, und der Kritiker kann nur darüber staunen, daß aus der Schnapsidee, drei Leute mit dem Namen Mitchell auf einer Platte zu vereinigen, eine so erfreuliche „Session“ geworden ist.

## ... und Beethoven

Auch die Klassik wird von Zeit zu Zeit zu herabgesetzten Preisen auf den Markt gebracht. So entdeckte ich im Ständer meines Schallplattenhändlers Beethovens Streichquartett Nr. 14, cis-moll, auf einer **Heliodor-LP** (478111), gespielt vom Barylli-Quartett. Dieses Werk Beethovens zählt zu den vielzitierten, aber wenig bekannten späten Quartetten des Meisters und ist wohl das originellste davon. Denn

Beethoven weitet hier die übliche Viersatz-Form zur siebensätzigen aus und schließt alle Sätze zusammen zu einer ohne Pausen ablaufenden kompositorischen Einheit. Wie in allen seinen späten Quartetten hat er die Stimmen zu einem kunstvoll verschränkten Geflecht verwoben. Die grüblerische Stimmung des Werks, in dessen Mittelpunkt ein tief beeindruckender langsamer Variationensatz steht, wird nur einmal unterbrochen: im derb-heiteren Scherzo, in dem die rhythmischen Effekte den Zuhörer stets aufs neue überraschen. Das Barylli-Quartett interpretiert dieses reife Spätwerk ausdrucksvoll, fast schon romantisch, aber es arbeitet zugleich die komplizierte Stimmführung auch für den weniger im Hören Geschulten deutlich heraus. Aufnahmetechnik und Wiedergabe sind bei dieser (ebenfalls durch die Deutsche Grammophon Gesellschaft vertriebenen) Heliodor-LP ebenfalls qualitativ hochstehend. Wer dieses Meisterwerk der Musik, dessen Bedeutung erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts voll erkannt wurde und dessen Wirkung auf die Komponisten bis in die Jetztzeit reicht, wer also dieses Meisterwerk billig für seinen Plattenschrank erwerben will, der mache es wie ich: Er suche in jenem Ständer nach, den seine Musikalienhandlung von Zeit zu Zeit vor die Tür stellt. **Euer Meggs.**

# Kleine Geschichten vom großen Sport

Das große Echo, das die Übertragung der Fußball-Weltmeisterschaft auf den Bildschirmen der USA fand, hat clevere Geschäftsleute auf die Idee gebracht, aus dem unterentwickelten Fußball-Land USA eine Fußball-Weltmacht zu machen. Denn „football“, das in Amerika begeisterte Anhänger hat, ist eher unserem Rugby als dem bei uns üblichen Fußballspiel ähnlich. „Soccer“ aber, wie man in den USA unser Spiel nennt, fristet dort ein Aschenbrödel-dasein. Mit märchenhaften Dollarangeboten lockt man jetzt Spieler und Trainer aus Europa, um in den Vereinigten Staaten eine Bundesliga mit zehn Vereinen aufzubauen. Als erster Fisch aus Deutschland zappelt Rudi Gutendorf, z. Z. Trainer des VfB Stuttgart, an der Angel. Er soll als „Generalmanager“ die Organisation der neuen Liga übernehmen.

## Äpfel und fremde Federn

Als bei den Europameisterschaften der Leichtathleten in Budapest ein Engländer den Marathonlauf gewann, jubelte ein ganzer Block englischer Schlachtenbummler über diesen Erfolg. Mehrere Reihen unter den Engländern aber entfalteten Schlachtenbummler aus dem Freistaat Eire zu Ehren des Siegers die grün-weiß-gelbe Fahne der Iren, denn James Hogan ist geborener Ire. Gegenseitige Beschimpfungen gingen bald in Tätlichkeiten über: man bombardierte sich mit Äpfeln. Ein Journalist aus der Bundesrepublik meinte daraufhin, soweit hätten wir Deutschen es mit unserem Ost-West-Gezänk noch nicht gebracht. Worauf sich ein mitteldeutscher Kollege umdrehte und in schönstem Sächsisch antwortete: „Nu, mir ham doch gar keene Äbbel...“



Bei den deutschen Rollkunstlauf-Meisterschaften wurde Astrid Bader aus Bremerhaven Vizemeisterin. Foto: Horstmüller

Die Russin Natalia Kutschinskaja, erst 17 Jahre alt, erreichte bei den Turnweltmeisterschaften am Schwebebalken die Traumnote 10. Sie wurde mit drei Weltmeisterschaften die erfolgreichste Turnerin. Foto: Horstmüller



## An dritter Stelle

Wenig schmeichelhaft sprach der Präsident des Fußball-Weltverbandes, Sir Stanley Rous, über den britischen Fußballsport außerhalb Englands. Er war der Meinung, Großbritannien müsse auch in Zukunft mit vier Mannschaften (Nordirland, Wales, Schottland und England) an den weltweiten Fußballturnieren teilnehmen. Er begründete das folgendermaßen: Nordirland und Wales können nichts, und in Schottland kommt Fußball erst an dritter Stelle; nach Whisky und Rugby...

## Brustumfang 1,29 m

450 Kilo im Olympischen Dreikampf der Gewichtheber schaffte ein erst 16jähriger bayerischer Schuljunge. Das sind nicht nur 40 Kilo mehr, als 1936 in Berlin Olympiasieger Josef Manger, sondern mehr, als jemals von einem Jugendlichen irgendwo in der Welt zur Hochstrecke gebracht wurde. Rudolf Mang heißt der Wunderknabe, der allerdings wahrhaft herkulische Maße aufweist: 1,80 m groß, 105 Kilo schwer, Brustumfang 1,29 m, Taille 85 cm. Da Mang in seiner Technik noch sehr verbesserungsfähig ist, scheint hier nach langer Pause in Deutschland wieder ein Weltklassemann im Gewichtheben heranzuwachsen.

## Um ihr Idol geweint

Yukio Endo war in Tokio noch der König der Turner. In Dortmund bei den Europameisterschaften wurde er nicht nur als bester Turner im Zwölfkampf entthront und landete weit abgeschlagen, er konnte auch an den einzelnen Geräten nicht eine einzige Goldmedaille gewinnen. Als sich auch die letzte Hoffnung seiner Anhänger, im Reckturnen, nicht erfüllte und Endo hinter seinem Landsmann Nakayama nur Silber gewann, da lächelte der Exmeister und gratulierte seinem jungen Nachfolger. Die japanischen Turnerinnen aber weinten vor Mitleid um ihr gestürztes Idol.

## Einmaliger Rekord

Als die Bundesliga kürzlich ihren 100. Spieltag feierte, da gab es nur einen von mehreren hundert Bundesligaspielern, der alle 100 Spiele seines Vereins mitgemacht hatte, den Braunschweiger Walter Schmidt. Natürlich gehört zu einem solchen Jubiläum Glück, um im harten Kampf immer von Verletzungen verschont zu bleiben. Es gehört spielerisches Können dazu, um vom Trainer immer aufgestellt zu werden. Vor allem aber gehört dazu eine vorbildliche Auffassung von dem Sport, den sich der Spieler zum Beruf erwählte. Mag für die Massen ein Franz Beckenbauer „der Größte“ sein, ein Walter Schmidt ist für diese Leistung nicht minder hoch einzuschätzen. Willy B. Wange